Reise

nach

Madagaskar

von

Ida Pfeiffer.

Nebst einer Biographie der Verfasserin,

nach ihren eigenen Aufzeichnungen.

Zweiter Band.

Wien.

Druck und Verlag von Carl Gerold's Sohn.

1861.

Das Bad der Königin. — Soldaten und Offiziere. — Festessen und Ball. — Abreise von Tamatavé. — Zweiter Besuch Antandroroho's. — Vovong. — Die Fieber. — Andororanto. — Land und Kultur. — Lage des Volkes. — Manambotre. — Die schlechten Wege und die Träger. — Ambatoarana.

Am 13. Mai kam endlich Herr Lambert an. Den 15. Mai sah ich die Vorfeier des großen Festes „Bad der Königin." Es ist dieses das einzige Nationalfest auf Madagaskar, und es wird in allen dem Scepter der Königin unterworfenen Ländern auf das großartigste gefeiert.

Ich habe das Fest selbst nicht gesehen, kann daher meinen Lesern nur die Beschreibung wiederholen, welche mir mehrere Augenzeugen davon gemacht haben. Es findet an dem ersten Tage jedes Jahres statt und ist daher eigentlich das madagaskarische Neujahrsfest; jedoch folgen die Madagaskaren nicht unserer Zeitrechnung. Sie theilen zwar auch das Jahr in zwölf Monate ein; jeder Monat hat aber nur die Dauer des Mondes, und wenn sich letzterer zwölfmal erneuert hat, ist das Jahr zu Ende.

Am Vorabend des Festes erscheinen bei Hofe alle jene hohen Offiziere, Adeligen und Chefs, welche die

Königin einladen läßt; sie versammeln sich in einem großen Saale, eine Schüssel voll Reis, mit Honig vermischt, wird umhergereicht und jeder der Gäste nimmt davon mit den Fingern eine Prise und ißt sie. Darauf beschränkt sich für diesen Abend die ganze Feier. Am folgenden Morgen erscheint dieselbe Gesellschaft in demselben Saale. Sobald alles vereint ist, tritt die Königin hinter einen Vorhang, welcher in einer Ecke des Saales angebracht ist, entkleidet sich und läßt sich mit Wasser überschütten. Nachdem man sie wieder angekleidet hat, tritt sie hervor, in der Hand ein Ochsenhorn haltend, welches einiges von dem über sie gegossenen Wasser enthält, schüttet einen Theil desselben über die hohen Gäste, begibt sich hierauf in eine Gallerie, die nach dem Hofe des Palastes sieht und gießt den Rest über das daselbst aufgestellte Militär.

An diesem glücklichen Tage gibt es in dem ganzen Lande nichts als Festessen, Tanz, Gesang und Jubel bis tief in die Nacht hinein.

Das Fest währt acht Tage, welche von dem Tage des Bades zählen. Es ist Sitte, an dem ersten Tage so viele Ochsen zu schlachten, als man in den folgenden sieben zu verzehren gedenkt; wer nur immer einige Ochsen besitzt, schlachtet zu diesem Feste wenigstens einen. Die Armen tauschen ein Stück Fleisch gegen Reis, süße Kartoffeln, Tabak u. s. w. ein. Das Fleisch ist noch am

achten Tage ziemlich frisch; es wird in lange feine Streifen geschnitten, welche eingesalzen und fest aufeinander gelegt werden.

Die Vorfeier des Festes findet acht Tage früher statt und besteht in militärischen Umzügen. Die Vergnügungssüchtigen beginnen schon mit diesem Tage das Fest und belustigen sich also während vierzehn Tagen — eine Woche vor und eine Woche nach dem Feste.

Das Militär, welches ich bei dem Umzuge in Tamatavé sah, gefiel mir ganz gut: die Soldaten machten ihre Schwenkungen und Uebungen ziemlich regelrecht, und die Musik fand ich wider Erwartung nicht nur anhörbar, sondern wirklich harmonisch. Schon vor mehreren Jahren hat die Königin einen europäischen Musiklehrer nebst allen Instrumenten kommen und ihren ergebenen Unterthanen die musikalischen Kenntnisse wahrscheinlich einbläuen lassen. Es ist ihr gelungen, und viele der Schüler sind schon zu Lehrern geworden und unterrichten ihre Landsleute.

Die Soldaten waren einfach, nett und vollkommen gleich gekleidet. Sie trugen ein enge anliegendes Oberkleid von weißem Zeuge, das bis an die Brust und über einen Theil der Schenkel reichte. Die Brust selbst war unbedeckt und das glänzendweiße Riemzeug der Patrontasche stach grell von der schwarzen Hautfarbe ab, was einen ganz hübschen Effekt machte. Den Kopf hatten sie

ebenfalls unbedeckt. Ihre Waffen bestanden aus einem Gewehre und aus der landesüblichen Lanze, „Sagaya" genannt.

Die Offiziere dagegen sahen höchst komisch aus; sie gingen in abgetragenen, europäischen Civil-Kleidern, die mich an die zur Zeit meiner Kindheit herrschenden Moden erinnerten. Zu diesen Kleidern denke man sich die häßlichen Gesichter, das wollig gekrauste Haar — es konnte wahrlich nichts Lächerlicheres geben, und ich bedauerte, kein Maler zu sein, denn ich hätte hier Stoff zu den drolligsten Karikaturen gefunden. Außer den Paraden und Uebungen gehen Offiziere wie Soldaten in der Tracht, die ihnen behagt. Die Soldaten wohnen in einer Art Kaserne, in deren Hofe die Uebungen und die Strafen abgehalten werden; der Eintritt in die Kaserne ist den Europäern auf das strengste untersagt.

Leicht kann die Königin von Madagaskar eine zahlreiche Armee besitzen. Es bedarf dazu blos ihres mächtigen Wortes, denn die Soldaten erhalten keinen Sold und müssen sich außerdem selbst nähren und kleiden. Sie verschaffen sich ihren Lebens-Unterhalt dadurch, daß sie mit Erlaubniß ihrer Vorgesetzten auf Arbeit, oder auch nach ihrer Heimath gehen, ihr Feld zu bebauen. Um aber die Erlaubniß des Offiziers für oft wiederholte Entfernungen zu erlangen, muß der Soldat diesem einen Theil seines Gewinnes, wenigstens einen

Thaler pr. Jahr, abgeben. Die Offiziere sind nämlich meistens nicht viel reicher als die Soldaten; sie erhalten zwar, gleich den Civil-Beamten, für ihre Dienstleistungen eine Entschädigung von den Einkünften des Zolles; diese Entschädigung ist aber so gering, daß sie davon nicht leben können und gezwungen sind, ihre Zuflucht zu anderen Auswegen, leider nicht immer zu den ehrlichsten, zu nehmen.

Von den Einkünften des Zolles soll, dem Gesetze nach, ein ganz kleiner Theil auch auf den gemeinen Soldaten abfallen; wie man mir aber sagte, finden die Offiziere den Betrag, der durch ihre Hände geht, wahrscheinlich zu unbedeutend, um sich die Mühe zu geben, ihren Untergebenen davon Rechenschaft abzulegen, und sie behalten ihn lieber für sich selbst, so daß der arme Soldat, der keine Arbeit findet oder zu weit von seiner Heimath entfernt ist, um von Zeit zu Zeit dahin gehen zu können, im buchstäblichen Sinne des Wortes Gefahr läuft Hungers zu sterben. Er muß sich mit Kräutern und Wurzeln, mit allen denkbaren, oft sehr ekelhaften Dingen zu ernähren suchen und sich glücklich schätzen, wenn er zeitweise eine Handvoll Reis empfängt. Er wirft diesen in ein großes mit Wasser gefülltes Gefäß, trinkt des Tages über das magere Reiswasser und erlaubt sich nur Abends eine Handvoll Körner zu genießen. Dagegen entschädigt er sich im Kriege, sobald

er auf feindlichem Boden ist, für die erlittenen Entbehrungen. Da wird alles geraubt und geplündert, die Dörfer werden in Asche verwandelt und die Bewohner getödtet oder gefangen mitgeschleppt und als Sklaven verkauft.

Nach der Parade zogen die Offiziere in Begleitung der Musik vor unserem (oder besser gesagt, vor Mademoiselle Julie's) Hause auf, um Herrn Lambert zu begrüßen, und im Namen der Königin zu einem Festessen einzuladen. Dieß ist die einzige Ausgabe, welche die Königin für Personen macht, die sie auszeichnen will.

Herr Lambert bewirthete die Offiziere mit guten Weinen, worauf sie unter Abspielung der Volkshymne, die wirklich ganz musikalisch klang, wieder abzogen.

Am 17. Mai fand das feierliche Mittagessen in dem Hause des ersten Richters statt. Die Stunde war für 3 Uhr gegeben, aber erst um 5 Uhr kam man, uns abzuholen. Wir begaben uns nach dem Hause, welches in der Mitte eines umzäunten großen Platzes oder Hofes lag. Von dem Eingange des Hofes bis an die Thüre des Hauses bildeten die Soldaten Spalier und während unseres Durchzuges spielte das Musikcorps die Volkshymne. Man führte uns unmittelbar nach dem Speisesaale, vor dessen Thüre zwei Schildwachen mit gekreuzten Gewehren standen, was jedoch

keineswegs verhinderte, daß jeder, der nur irgend Lust dazu hatte, ganz ruhig aus- und einging.

Die Gesellschaft, aus ungefähr dreißig Personen bestehend, war bereits versammelt, um den Hauptgast, Herrn Lambert, gebührend zu empfangen.

Der erste Gouverneur, zugleich Kommandant von Tamatavé, trug schwarze europäische Kleidung und über der Brust ein breites, rothes Atlas-Band, einem Ordens-Bande ähnlich (merkwürdiger Weise gibt es auf Madagaskar noch keine Orden); der zweite Gouverneur hatte eine alte europäische Uniform an von verschossenem, himmelblauen Seiden-Sammt und reich mit Gold gestickt. Die übrigen Herren waren alle ebenfalls auf europäische Art gekleidet.

Die Tafel prangte mit Fleischgerichten aller Art, mit zahmem und wildem Geflügel, mit Fischen und anderen See-Produkten; ich glaube nicht zu übertreiben, wenn ich behaupte, daß es über vierzig große und kleine Schüsseln gab. Das Haupt-Schaustück war der Kopf eines ziemlich groß gewachsenen Kalbes, den man aber von Fleisch so entblößt hatte, daß er vollkommen einem Todtenschädel glich, was gerade keinen appetitlichen Anblick gewährte. Auch Getränke gab es in Menge: französische und portugisische Weine, englische Biere u. s. w. Nach den Fleischgerichten wurde schlecht zubereitetes kleines Backwerk aller Art servirt und zum

Schlusse Früchte und Champagner-Wein, letzterer in solchem Ueberflusse, daß man ihn gleich aus den Wassergläsern trank.

Soviel ich bemerken konnte, waren sämmtliche Gäste mit ausgezeichnetem Appetit versehen, vergaßen aber über dem Essen keineswegs des Trinkens, was die unzähligen Toaste bewiesen.

Wenn die Gesundheit des Kommandanten, des zweiten Gouverneurs, oder eines abwesenden Prinzen ausgebracht wurde, ging jedesmal einer der Offiziere vor die Thüre und schrie den im Hofe aufgestellteu Soldaten aus voller Kehle zu, wessen Gesundheit es galt. Die Musik begann dann zu spielen und sämmtliche Herren erhoben sich und tranken.

Das Diner währte vier volle Stunden. Erst um 9 Uhr Abends verließen wir die Tafel und begaben uns in ein anstoßendes Zimmer, wo abermals englisches Bier gereicht wurde. Hierauf führten zu meinem größten Erstaunen zwei der höchsten Offiziere eine Art Contre-Tanz auf — andere folgten ihrem Beispiele und tanzten eine Polka. Ich dachte im Anfang, diese Tanzlust sei eine Folge des genossenen Champagners, Herr Lambert belehrte mich jedoch eines besseren und sagte mir, daß diese Tänze zur Etiquette gehörten. So sonderbar mir dieser Gebrauch vorkam, so sehr belustigten mich die grotesken Figuren der Tänzer,

und es that mir leid, daß sie dieses Vergnügen nicht länger fortsetzten.

Zum Schlusse der erhabenen Feierlichkeit wurde mit Anis-Liqueur unter Abspielung der Volkshymne ein Toast auf das Wohl der Königin ausgebracht. Nach dem königlichem Toaste darf nichts weiter unternommen werden, da dieß eine Entheiligung Ihrer Majestät wäre, die sich gleich ihrem verstorbenen Gemahle von dem Volke beinahe göttlich verehren läßt.

Wir brachen nun auf; als ich aber meinen Sonnenschirm nehmen wollte, den ich bei der Ankunft in eine Ecke des Speisesaales gestellt hatte, war er verschwunden — er hatte das Schicksal meiner Uhr getheilt.

Obwohl Diebstähle sehr strenge, ja häufig mit dem Tode bestraft werden und obgleich man jeden Dieb, den man auf der That ertappt, erschlagen kann, ohne sich bei dem Gerichte rechtfertigen zu müssen, so wird doch in Tamatavé mehr gestohlen als irgendwo.

Wie ich bereits erwähnt habe, gehört es nicht unter die seltenen Fälle, daß Offiziere und Beamte Antheil an nächtlichen Einbrüchen nehmen. Vor einigen Jahren wurde in Tamatavé ein ziemlich bedeutender Raub ausgeführt und die meisten der gestohlenen Gegenstände wurden bei einem Offiziere gefunden. Der Beraubte erhielt bei weitem nicht sein ganzes Gut, sondern nur einen Theil davon zurück und diesen mit dem

Bedeuten, von dem Raube nicht zu sprechen, wenn er sich nicht den größten Unannehmlichkeiten aussetzen wolle. Damit war die Sache abgethan.

Es geht auch selten Jemand zu Gerichte, um einen Diebstahl anzuzeigen. Für Kleinigkeiten lohnt es sich nicht der Mühe, um so mehr als das Gericht nur selten den Dieb auffindet, und bei bedeutenderen Diebstählen sind gewöhnlich hochgestellte Personen im Spiele, gegen welche es gefährlich wäre, eine Klage zu führen.

Daß die Soldaten zu den größten Dieben gehören, ist bei ihrer armseligen Lage leicht zu begreifen. Der Offizier, der Beamte erhält freilich nur einen sehr geringen Sold; aber er erhält doch wenigstens etwas. Dabei ist er Kaufmann oder Landbesitzer, hat Sklaven, die für ihn arbeiten und zieht selbst aus den ihm untergebenen Soldaten Nutzen. Der arme gemeine Soldat dagegen erhält gewöhnlich gar nichts, und Hungers zu sterben kann man denn doch billiger Weise nicht von ihm verlangen.

Am 19. Mai traten wir endlich die Reise nach Tananariva, der Hauptstadt des Landes an. Die Reisegesellschaft bestand aus Herrn Lambert, Herrn Marius und mir. Herr Marius, ein geborner Franzose, lebt schon seit zwanzig Jahren auf Madagaskar; er machte die Reise aus Freundschaft für Herrn Lambert mit, und übernahm das Amt des Dolmetschers,

so wie die Leitung der ganzen Reise — eine Gefälligkeit, die für uns von unberechenbarem Werthe war.

Schon den ganzen Tag zuvor und die Hälfte des heutigen Tages war man vollauf beschäftigt gewesen, alle Kisten und Koffer, welche die Geschenke für die Königin, für den Prinzen Rakoto und unser eigenes Gepäck enthielten, in große trockene Blätter einzuhüllen, um sie gegen den Regen zu schützen.

Herr Lambert hatte die Geschenke für die Königin und ihren Hof auf eigene Rechnung und nicht, wie man in Mauritius behauptete, mit französischem Gelde gekauft. Sie bestanden aus vollständigen und überaus kostbaren Toiletten für die Königin und für einige der ihr verwandten Prinzessinnen, aus sehr reichen, in Gold gestickten Uniformen für den Prinzen Rakoto und aus werthvollen Kunstgegenständen aller Art, darunter viele Spieluhren, mehrere Drehorgeln u. s. w. Diese Geschenke hatten Herrn Lambert mehr als 200.000 Franken gekostet. Man benöthigte zu ihrer Fortschaffung nach der Hauptstadt über 400 Menschen, welche für diese Arbeit dieselbe Bezahlung erhielten wie die Soldaten, das heißt: gar keine — es war Frohndienst. In allen Dörfern, den ganzen Weg entlang, hatte man den Transport bereits angesagt, und die armen Träger mußten sich auf den bestimmten Stationen zur bestimmten Zeit einfinden.

Die Leute, die uns selbst und unser Gepäck trugen, an zweihundert an der Zahl, wurden von Herrn Lambert bezahlt. Die Taxe für einen Träger von Tamatavé nach Tananariva (220 Meilen) ist nur ein Thaler und die Leute haben sich dafür selbst zu verköstigen. Herr Lambert versprach ihnen außer dem Thaler auch noch eine gute Nahrung, wofür sie durch großen Jubel und durch Freudengeschrei ihre Dankbarkeit zu erkennen gaben.

Wir machten den ersten Tag nur sieben Meilen und übernachteten in Antandroroho, der Besitzung des jüngeren Sohnes von Mademoiselle Julie.

Hier sah es ganz anders aus, als an dem Tage, an welchem ich allein gekommen war. Ich bin gewiß weit davon entfernt, so albern und eingebildet zu sein, um zu erwarten, daß man mich auf dieselbe Art aufnehme, wie Herrn Lambert, den mächtigen Freund der Königin; aber ich fand den Unterschied denn doch etwas gar zu groß. Heute ging es ganz auf europäische Weise zu, und der Tisch war beinahe zu klein, alle Gerichte zu fassen.

So geht es bei allen Völkern der Welt — reiche Leute finden überall die freundlichsten Gesichter, die größte Zuvorkommenheit und Bereitwilligkeit; vor dem Unbemittelten jedoch wird die Maske abgenommen, und wer so reiset wie ich, der lernt die Menschen in ihrer wahren Natur kennen, die leider nur selten zu ihrem Lobe spricht.

Wie verschieden von der meinigen würde die Beschreibung einer Reise von der Feder des Herrn Lambert klingen? Welche Lobsprüche würde er der Gastfreundschaft derselben Bewohner ertheilen, von denen mir oft nur ein kalter unfreundlicher Empfang zu Theil geworden!

Der Achtung, mit welcher mich Herr Lambert behandelte, hatte ich es wahrscheinlich zu verdanken, daß ich diese Nacht ein Musquito-Netz über mein Bett erhielt.

20. Mai. Heute fuhren wir den ganzen Tag auf Seen und Flüssen. Von den ersteren war der größte der Nosive-See; er mag ungefähr elf Meilen lang und fünf Meilen breit sein. Von nicht viel geringerem Umfang sind der Nossamasay und der Rassaby. Als wir einem kleinen Inselchen in dem letzteren nahe kamen, fingen unsere Bootsleute plötzlich aus Leibeskräften zu schreien und zu schimpfen an. Ich dachte, es sei irgend ein Unglück vorgefallen; wie mir Herr Marius erzählte, war indeß die Ursache des Lärmens folgende: Vor vielen Jahren soll in der Nähe dieses See's ein Wunder weiblicher Schönheit gelebt haben, aber auf nichts weniger als tugendhafte Art. Diese madagaskarische Messaline gelangte zu einer großen Berühmtheit, durch welche sie sich sehr geschmeichelt fand. Sie starb jung und, um ihr Andenken der Nachwelt zu bewahren, bat sie auf dem Todtenbette ihre zahlreichen

Verehrer, sie auf diesem Inselchen zu begraben, und jedesmal, wenn sie vorüberführen, ihr zur Erinnerung so laut zu schreien und zu schimpfen, als sie könnten.

Ihre Verehrer thaten es und nach und nach wurde daraus eine allgemeine Sitte.

Die anderen Seen, die wir noch zu durchfahren hatten, waren sehr klein, eben so die Flüsse. Viel Zeitverlust wurde dadurch verursacht, daß von diesen verschiedenen Wasserstraßen nur wenige in unmittelbarer Verbindung mit einander standen. Beinahe zwischen jedem See und Flusse lag eine kleine Strecke festen Landes von 100 bis 1000 Schritten, so daß unsere Boote jedesmal ausgeladen und weiter getragen werden mußten. Es war dieß ein hartes Tagewerk für unsere Leute. Doch hatten sie wenigstens auf dieser Reise die Entschädigung einer guten Nahrung. Herr Lambert sorgte wirklich väterlich für sie — es gab immer frisches Fleisch und Reis im Ueberfluß.

Unser Weg führte unweit der Meeresküste hin, so daß wir die Brandung beinahe beständig hörten. Das Land war flach und einförmig, aber nichts destoweniger anziehend durch die reiche Vegetation; wir sahen sehr schöne Waldungen und eine Menge von Wasserpalmen.

Das Nachtquartier wurde in dem Dorfe Vovong in einem der Regierung zugehörigen Hause aufgeschlagen. Auf dem Wege von Tamatavé nach der Hauptstadt gibt

es in vielen Dörfern ähnliche Häuser, welche jedem Reisenden offen stehen. Das Innere ist mit reinlichen Matten belegt, welche die Dorfbewohner zu liefern haben; eben so müssen sie für die gute Erhaltung und Ausbesserung der Häuser sorgen.

21. Mai. Auch heute fuhren wir zu Wasser, erst eine kurze Strecke auf dem Flusse Monsa, dann trugen unsere Leute das Boot gewiß eine halbe Meile weit, worauf wir uns wieder einschifften, und zwar auf einem ganz schmalen, von kleinen Bäumchen, von Gesträuchen und Wasserpflanzen so enge eingefaßten Flüßchen, daß wir mit dem Boote oft kaum hindurchkamen. Mich erinnerte diese Fahrt an ähnliche, die ich in Singapore und Borneo gemacht hatte, nur mit dem Unterschiede, daß es dort durch großartige Urwälder ging. Nach wenig Meilen gelangten wir in einen breiteren Fluß, dessen Wasser sich durch eine ganz besondere Reinheit und Durchsichtigkeit auszeichnete; die Gegenstände spiegelten sich so klar und vollkommen darin ab, wie ich es noch nie gesehen.

In diesen Niederungen und mit wenigen Ausnahmen auf dem ganzen Küstenlande Madagaskar's ist das Klima höchst ungesund und höchst gefährlich wegen der Fieber. Der Hauptgrund mag darin zu suchen sein, daß das Land tief liegt, und die Flüsse an den Mündungen versanden. In der Regenzeit ergießt sich das

Wasser widerstandslos über die weiten Ebenen und bildet Sümpfe und Moräste, durch deren Ausdünstungen in der heißen Jahreszeit, von November bis Ende April, der böse Fieberstoff entsteht. Selbst die Eingeborenen, welche im Innern der Insel in den gesunden Landstrichen leben, sind, wenn sie in der heißen Jahreszeit nach den Niederungen kommen, dem Fieber eben so unterworfen wie die Europäer. Von letzteren lernte ich in Tamatavé einige kennen, welche, obwohl schon seit drei oder vier Jahren daselbst lebend, immer noch während des Sommers von dem Fieber befallen wurden.

Unsere heutige Tagereise betrug höchstens acht bis neun Meilen. Wir hielten früh Nachmittags in dem Dorfe Andororanto an, um unser Gepäck zu erwarten, welches auf einem anderen Wege zu Land befördert worden war.

22. Mai. Diesen Morgen reisten wir noch drei Stunden zu Wasser auf dem Flusse Jark, welcher unweit des Dorfes, wo wir übernachtet hatten, in die See mündet. Dieser Fluß ist sehr breit, hat aber geringe Tiefe, seine Ufer sind abwechselnder als die der übrigen Flüsse, welche wir bisher beschifften. Die einförmigen Flächen fangen an, von kleinen Hügelparthien unterbrochen zu werden und im fernen Hintergrunde zeigt sich eine niedrige Gebirgskette.

An einer großen Biegung verließen wir den Fluß,

die Boote blieben zurück, und es begann die eigentliche Landreise. Wir legten diesen Tag noch acht Meilen landeinwärts gegen Osten zurück. Der Weg war ziemlich gut, ausgenommen in der Nähe von einigen armseligen Dörfern, an welchen wir vorüberkamen.

So viel ich bisher von dem Lande gesehen habe, ist es, einige kleine Sandstrecken abgerechnet, überaus fruchtbar. Ueberall schießt das schönste Futtergras in Fülle auf. Die etwas höher gelegenen Ebenen sollen auch ganz vorzüglich zu Zuckerpflanzungen, und die an den Flüssen gelegenen zum Reisbau geeignet sein. Und doch lag alles brach. Die Bevölkerung ist so dünn gesäet, daß wir kaum alle drei bis vier Meilen ein unbedeutendes kleines Dörfchen zu Gesicht bekamen.

Freilich kann dieß nicht anders sein bei einer Regierung, deren ganze Bemühung dahin gerichtet scheint, das Land zu veröden und zu entvölkern. Auf Madagaskar besitzt beinahe Niemand Grund und Boden, als die Königin und der hohe Adel. Der Bauer kann zwar die Erde bearbeiten und besäen, wo er unbebautes Land findet, ohne um die Erlaubniß dazu anzufragen; er gewinnt aber dadurch kein Eigenthumsrecht, und der Besitzer kann ihm das Land, nachdem es bebaut ist, wieder abnehmen. Unter diesen Umständen und bei der allen wilden Völkern angeborenen Trägheit ist es nicht zu wundern, wenn der Bauer nur so viel Land bear-

beitet als er zu seinem Unterhalt bedarf. Die Abgaben sind nicht drückend, der Bauer hat an die Regierung im Jahr ungefähr einen Centner Reis zu liefern. Desto drückender sind dagegen die Frohndienste und anderweitige Einrichtungen, durch welche der Bauer abgehalten wird, seinen Arbeiten gehörig obzuliegen.

Die Hauptkultur auf Madagaskar ist der Reisbau, welcher zweimal im Jahre stattfindet und wozu die Regierung jedes Mal einen Monat Zeit ausschreibt. Für ein thätiges Volk wäre dieß allerdings genug, um mit der Ernte und der neuen Pflanzung fertig zu werden; leider sind aber die Eingeborenen Madagaskar's weit davon entfernt, thätig zu sein, es kommt daher häufig vor, daß der Monat verstrichen und die Arbeit nicht vollendet ist.

Nach Ablauf der vorgeschriebenen Zeit nimmt die Regierung die Männer in Anspruch, und zwar für alle denkbaren Dienste von mehr oder minder großer Wichtigkeit, wie dieß gerade der Königin oder den von ihr aufgestellten Beamten beliebt. Am schlechtesten sind jene daran, die an den Straßen wohnen, welche von den Seehäfen nach der Hauptstadt führen. Diese armen Leute haben so viele Frohndienste als Träger zu leisten, daß ihnen für den Landbau beinahe keine Zeit übrig bleibt. Viele verließen ihre Hütten und Felder, flohen landeinwärts, um dem lästigen Dienste zu entgehen, und

die Dörfer fingen an menschenleer zu werden. Um dieß zu verhindern, verurtheilte die Königin jeden Flüchtling zur Todesstrafe, enthob dagegen die Bewohner der an den Straßen gelegenen Dörfer des Militärdienstes, welcher dem Volke von allen der verhaßteste ist. Einige kleine Dörfer wurden auch mit königlichen Sklaven bevölkert, die keine andere Verpflichtung haben, als Lasten zu tragen. Hätten die Leute blos die königlichen Güter und Waaren zu transportiren, so würde ihr Dienst keineswegs ein schwerer sein. Aber jeder Adelige, jeder Offizier verschafft sich Anweisungen auf ähnliche Dienstleistungen oder zwingt die Leute dazu auch ohne Anweisung. Klagen können sie nicht, denn wo würde ein Bauer in diesem Lande gegen einen Offizier oder Adeligen Recht erhalten? Sie verleben daher den größten Theil des Jahres auf der Straße.

In den Gegenden, wo keine Waaren und Güter zu tragen sind, werden sie zu anderen Arbeiten verwendet, und gibt es gerade keine, so beruft man sie (und in diesem Falle nicht blos die Männer, sondern auch Weiber und Kinder) nach diesem oder jenem Orte, um einem „Kabar" beizuwohnen. Man nennt so die öffentlichen Gerichts-Sitzungen, Berathungen, Verhöre, Aburtheilungen, Versammlungen des Volkes, um neue königliche Befehle und Gesetze zu vernehmen und dergleichen mehr.

Die Kabars werden manchmal an entfernten Orten abgehalten, so daß die armen Leute einige Tagereisen dahin zu machen haben. Auch werden die Gesetze nicht immer gleich verkündigt, sondern man verschiebt dieß oft von Tag zu Tag und hält die Berufenen mitunter wochenlang auf. Gar manche sterben bei solchen Gelegenheiten aus Hunger und Noth. Sie hatten sich nicht auf so lange Zeit mit Reis vorgesehen, Geld besitzen sie nicht; sie müssen also mit Wurzeln und Kräutern ihr Leben zu fristen suchen. Aber eben, daß sie zu Grunde gehen, das ist es, was die Königin, wie es scheint, bezwecken will, denn sie haßt sämmtliche Völker, die nicht ihres Stammes sind, und ihr größter Wunsch wäre wohl, sie alle mit einem Streiche vernichten zu können.

Was die Kultur des Landes anbetrifft, so gäbe es auf Mauritius und Bourbon Leute genug, welche bereit wären, große Pflanzungen anzulegen. Einige haben es auch versucht und weite Strecken Landes urbar gemacht und mit Zuckerrohr bepflanzt; sie stießen aber dabei auf die größten Schwierigkeiten. Da, wie ich bereits bemerkt habe, beinahe aller Grund und Boden der Königin oder den Adeligen gehört, so mußten sie sich vorerst mit einem der letzteren in's Einverständniß setzen, das heißt durch Geldgeschenke Protektion und die Erlaubniß erkaufen, auf fremdem Grunde eine

Pflanzung anzulegen. Außerdem forderte ihnen die Regierung zehn Prozent von den Erträgnissen ab, und trotz dieser drückenden Opfer fanden sie keine Sicherheit und waren nicht viel besser daran, als die Eingeborenen, denn bei der Gerechtigkeit, die auf Madagaskar herrscht, konnte der Eigenthümer den mit dem Pflanzer gemachten Vertrag jeden Augenblick brechen und den Pflanzer fortjagen.

Manche haben auch in einer anderen Weise einen Vertrag mit der Königin selbst abgeschlossen. Sie lieferte den Grund, die Arbeitsleute, Holz, Eisen, mit einem Worte alles zu einer Pflanzung Nöthige. Der Pflanzer seinerseits verpflichtete sich, die Unternehmung in Gang zu bringen und die Arbeiter zu ernähren; der Ertrag sollte zu gleichen Theilen getheilt werden. Die Königin ist mehrere ähnliche Kontrakte eingegangen, hat sie aber nie eingehalten.

Zu König Radama's Zeiten war das Land, wie man mir sagte, ungleich stärker bevölkert. Unter der Regierung der jetzigen Königin sind nicht nur unzählige große Ortschaften bis auf einige wenige Hütten heruntergekommen, sondern viele sind ganz eingegangen — man zeigte uns häufig Plätze, wo einst schöne Dörfer existirt haben sollen.

Wir blieben in Manambotre über Nacht. Eine kurze Strecke von diesem Dorfe kamen wir an einer

Stelle vorüber, auf welcher hie und da große Felsstücke lagen — eine Erscheinung, die uns in dieser Gegend sehr befremdete, denn der Boden bestand weit und breit blos aus Erde, in welcher auch nicht der kleinste Stein zu finden war.

Herr Lambert ließ diesen Abend für unser Gefolge zwei Ochsen schlachten. Man zog sie an Stricken, die man ihnen um die Hörner geschlungen hatte, vor unsere Hütte; mehrere Männer schlichen sich, mit Messern bewaffnet, von rückwärts an sie an und schnitten ihnen die Sehnen der Hinterfüße durch. Die armen Thiere sanken kraftlos zusammen und konnten ohne Gefahr getödtet werden. Wie ich schon bemerkt habe, zieht man ihnen die Haut nicht ab; sie wird mit dem Fleische gebraten, ja die Eingeborenen ziehen sie sogar letzterem vor, weil das meiste Fett daran sitzt. Die Ochsen sind groß und schön und sehr zahmer Natur, sie gehören zu dem Geschlechte der Buckelochsen.

23. Mai. Heute begannen die schlechten Wege. Mich erschreckten sie nicht, denn auf meinen vielen Reisen, z. B. auf Island bei der Besteigung des Hekla, in Kurdistan, in Sumatra und in anderen Ländern habe ich noch ungleich schlechtere angetroffen; aber meinen Reisegefährten schienen sie Entsetzen einzuflößen. Das Land ist hier nämlich in einer Weise wellenförmig gestaltet, daß es aus lauter hohen, ziemlich steilen Hügeln

besteht, welche enge aneinander geschoben sind und kaum einige hundert Fuß breites ebenes Land Zwischenraum haben. Die Wege, anstatt längs der Seiten der Abhänge hin zu führen, gehen senkrecht auf und nieder und der Boden ist weiche Lehmerde, welche, wenn es regnet, so schlüpfrig und glatt wird wie Eis. Dabei fehlt es nicht an tiefen Löchern, die von Tausenden aus dem Innern kommender Ochsen gemacht werden.

Ich konnte nicht genug unsere Träger bewundern. Es gehört wirklich ungewöhnliche Kraft und Geschicklichkeit dazu, auf solchen Wegen schwere Lasten zu tragen. Jene, welche meine kleine, magere Person fortzuschaffen hatten, waren noch die Glücklichsten. Ich wurde ihnen beinahe böse — sie spazierten mit mir Berg auf, Berg ab, als wäre ich eine Person ohne alles Gewicht, und das ist denn doch nicht so ganz der Fall. Nun erst, wenn es in der Fläche fortging! Da rannten sie förmlich, und ich suchte vergebens, sie durch alle denkbaren Zeichen zu bewegen, ihr Feuer ein wenig zu mäßigen, denn die langen und raschen Doppelschritte, die sie machten, waren so unangenehm, wie der Trab eines stark stoßenden Gaules.

Die Hügel standen voll schönen Grases, einige waren auch mit Gehölzen bedeckt. Unter letzteren gab es viel Bambusrohr, dessen zarte Blätterbüschel von saftig-lichtgrauer Farbe in einer Frische prangten, wie

ich es noch nirgends gesehen. Gleich Licht und Schatten in einem Bilde stand neben dem hellen Bambusrohr die Rafia-Palme mit ihren federartigen, 15 Fuß langen, dunklen Blättern. Diese Palme ist für die Eingeborenen von großem Werthe, denn aus den Fasern ihrer Blätter flechten sie die Rabanetas, jene groben Matten, deren ich in Tamatavé erwähnt habe.

Von der Wasserpalme sah ich einige prachtvolle Exemplare. Sie gedeiht hier im Innern des Landes viel besser als an der Meeresküste. Ich erinnere mich in einigen Beschreibungen gelesen zu haben, daß diese Palmen nur an Orten vorkämen, wo es an Wasser fehle und daß man sie Wasserpalme oder auch Palme der Reisenden nenne, weil zwischen jedem Blatte und dem Stamme sich etwas Wasser ansammle, welches dem vom Durste gequälten Reisenden zu großer Erquickung diene. Die Eingeborenen behaupten im Gegentheile, daß diese Palme nur auf feuchtem Grunde wachse und daß immer Wasser in ihrer Nähe zu finden sei. Ich hatte leider nicht Gelegenheit, näher zu untersuchen, welche von diesen beiden Behauptungen die richtige ist; doch wird hoffentlich einmal eine Zeit kommen, in der die Botaniker nach Herzenslust die große Insel durchforschen und nicht blos diese, sondern auch viele andere naturhistorische und geographische Fragen werden entschieden werden.

Eine Palme, die auf Madagaskar ebenfalls vorzüglich gedeiht, ist die Sago-Palme. Sonderbarer Weise verachten die Eingeborenen ihr Mark, obgleich sie sonst in der Wahl der Lebensmittel durchaus nicht schwierig sind, denn sie verzehren nicht blos Kräuter und Wurzeln, sondern auch Insekten und Würmer.

Die Zeit verging mir heute sehr rasch; auf jedem Hügel, jedem Berge genoß man neue schöne Ansichten. Die Bevölkerung aber wurde immer dünner; wir kamen im Laufe des Tages nur an sehr wenigen und ganz unbedeutenden Ortschaften vorüber.

Die Nacht brachten wir in dem Dorfe Ambatoarana zu. Ueberall war man von der Ankunft Herrn Lambert bereits unterrichtet, und da man wußte, daß er bei der Königin in sehr hohem Ansehen stand, so empfingen ihn die Bewohner jedes Dorfes mit den größten Ehrenbezeigungen und beeiferten sich die Gunst des einflußreichen Mannes zu gewinnen. Auch hier machte uns der Vorsteher sogleich seine Aufwartung und beschenkte Herrn Lambert im Namen seiner Gemeinde mit zwei Ochsen nebst einer großen Menge Reis und Geflügel. Herr Lambert nahm diese Gaben an, machte aber Gegengeschenke, die den Werth jener weit übertrafen.

Feier des National-Festes. — Gesang und Tanz. — Beforona. — Die Hochebene Ankay. — Das Gebiet von Emir. — Feierlicher Empfang. — Ambatomango. — Das Sikidy. — Der Triumphzug. — Ankunft in Tananariva.

24. Mai. Seit 24 Stunden hatte es nicht geregnet und in Folge dessen fanden wir die Wege etwas besser als gestern, auch waren die Hügel minder hoch und steil.

Wir theilten unsere Tagereise gewöhnlich in zwei Abtheilungen ein: mit Tagesanbruch machten wir uns auf den Weg, nach drei- bis vierstündigem Marsche hielten wir an, um das Frühstück einzunehmen, welches aus Reis und Hühnern bestand, gewöhnlich aber durch einige Stücke wilden Geflügels, darunter sehr häufig schwarze Papageien und andere wunderschöne Vögel, vermehrt wurde, die Herr Lambert unterwegs schoß. Nach ungefähr zweistündiger Rast ging es an die zweite Abtheilung, die meistens der ersten gleich war.

Heute blieb es aber bei der ersten Abtheilung, und zwar dem großen National-Feste zu Ehren, das mit diesem Tage begann. Die Königin hatte ohne Zweifel am selben Morgen das glückbringende Neujahrs-Bad

genommen. Herr Lambert wollte unsere Leute nicht des Vergnügens berauben, sich an der Feier dieses Festes zu betheiligen, wir hielten daher schon um 10 Uhr Morgens in dem Dorfe Ampatsiba an.

Das erste Geschäft war: die Ochsen zu schlachten. Es wurden zwar nicht, wie es die Regeln des Festes eigentlich verlangen, so viele geschlachtet als für den Fleischbedarf dieses und der folgenden sieben Tage nöthig gewesen wären. Die Leute hätten einen so großen Vorrath nicht mitschleppen können; fünf der schönsten Thiere wurden aber dennoch dem Feste geopfert, denn Herr Lambert bewirthete nicht nur unsere Leute, sondern das ganze Dorf. Abends versammelten sich gewiß 4 bis 500 Menschen, Männer, Weiber und Kinder, vor unseren Hütten, und um die Freuden des Festes vollständig zu machen, ließ ihnen Herr Lambert ihr Lieblings-Getränk „Besa-Besa" kredenzen. Dieses für meinen Gaumen nichts weniger als schmackhafte Getränk besteht aus dem Safte des Zuckerrohres, aus Wasser und aus der bitteren Rinde Afatraina. Man schüttet erst das Wasser in den Zuckerrohrsaft, läßt dieses Gemisch gähren, gibt dann die Rinde hinzu und wartet eine abermalige Gährung ab. Der festliche Tag und wohl mehr noch der Genuß des Besa-Besa erregte in dem Völkchen eine so fröhliche Stimmung, daß es uns aus eigenem Antriebe seine Gesänge und Tänze zum

besten gab; leider waren die einen so abgeschmackt als die anderen.

Einige der Mädchen schlugen mit kleinen Stäbchen aus voller Kraft auf ein großes Bambusrohr, andere sangen, oder besser gesagt, heulten dazu so stark sie konnten — es war ein wahrhaft höllischer Lärm. Zwei dieser schwarzen Schönheiten tanzten, das heißt, sie bewegten sich auf einem kleinen Raume langsam hin und her, hoben die Arme halb in die Höhe und drehten die Hände bald nach außen, bald nach innen.

Von den Männern ließ sich nur einer herbei, uns sein Talent als Tänzer zu zeigen. Wahrscheinlich war er der „Lion" des Dorfes. Er trippelte ungefähr auf dieselbe Art umher, wie seine reizenden Vorgängerinnen, nur etwas lebendiger. So oft er sich einem der Weiber oder Mädchen näherte, erlaubte er sich trotz unserer Gegenwart höchst ausdrucksvolle Geberden, welche, wie dieß freilich auch bei den öffentlichen Bällen in Paris der Fall ist, von der gesammten Gesellschaft mit dem größten Beifalle aufgenommen und mit schallendem Gelächter belohnt wurden.

Ich sah bei dieser Gelegenheit, daß sich die Eingeborenen nicht des Rauch-, sondern des Schnupf-Tabakes bedienen. Sie führen aber die Prise nicht nach der Nase, sondern nach dem Munde. Männer und Weiber genießen den Tabak auf diese Weise.

Wenn ich behauptet habe, daß das Bad der Königin das einzige Fest auf Madagaskar sei, so habe ich insofern Recht, als es das einzige ist, welches allgemein gefeiert wird; die Eingeborenen halten aber auch noch bei einer anderen Gelegenheit große Festlichkeiten ab, und zwar bei der Beschneidung ihrer Kinder. Die Beschneidung findet in größeren Ortschaften statt, welche von der Regierung dazu bezeichnet werden und nach welchen zu einer bestimmten Zeit im Jahre die Eltern ihre Kinder zu bringen haben. Die glücklichen Väter laden zu diesem Feste ihre Verwandten und Freunde ein und erlustigen sich an Musik und Tanz, Essen und Trinken, so lange es die mitgebrachten Vorräthe an Ochsenfleisch, Reis und Besa-Besa gestatten.

25. Mai. Nach dem fröhlichen Tage von gestern hatten unsere Träger heute einen desto härteren; die Hügel waren sehr steil und bedeutend höher als bisher (5 bis 600 Fuß). Glücklicherweise hatte es nicht geregnet und auf den trockenen Wegen ging das Klettern noch so ziemlich.

Sämmtliche Hügel und Berge waren von Urwald bedeckt. Doch suchte ich vergebens nach jenen hohen, kräftigen Bäumen, wie ich sie in den Urwäldern Sumatra's oder Borneo's und selbst Amerika's gesehen hatte. Die dicksten Stämme mochten kaum 4 Fuß Durchmesser, die höchsten Bäume nicht mehr als 100 Fuß

Höhe haben. Auch an Blumen, besonders Orchideen und an Schlingpflanzen herrschte nur geringer Reichthum, und das einzige, was diese Wälder auszeichnet, waren die kräftigen und mannigfaltigen Farrenkräuter, die Madagaskar mit Mauritius gemein hat. Man sagte mir, daß in der Nähe der Straße alle hohen Bäume bereits umgehauen worden seien, daß es aber tiefer im Innern der Wälder überaus schöne Exemplare gebe, und auch nicht an Schlingpflanzen, Orchideen u. s. w. fehle.

Von einigen der höheren Berge, die wir bestiegen, genoßen wir herrliche Ansichten ganz eigener Art; noch habe ich keinen so großen Landstrich gesehen, der gleich diesem aus nichts als Hügeln, Bergen und schmalen Schluchten besteht und keine einzige Fläche aufzuweisen hat. Zweimal erblickten wir die See in weiter Ferne.

Diese Gegend müßte sich trefflich zum Kaffeebau eignen, denn der Kaffeebaum gedeiht am besten auf steil abfallenden Hügeln. Auch für Viehzucht, besonders Schafzucht, soll sie sehr geeignet sein. In künftigen Zeiten mögen hier vielleicht die schönsten Pflanzungen entstehen und Leben und Abwechslung in diese prachtvolle Landschaft bringen — heutzutage ist leider alles öde und menschenleer, kaum daß wir hie und da eine elende Hütte, halb im Gebüsche verborgen, entdeckten. Wir schliefen in dem Dorfe Beforona.

26. Mai. Die heutige Reise ist eine vollständige

Wiederholung der gestrigen, nur mit der Abwechselung, daß wir in einem steil aufsteigenden Hohlwege einem Triebe Ochsen begegneten. Es war grausig anzusehen, wie die Thiere herunterkletterten; beinahe auf jedem Schritte glitten sie aus, und jeden Augenblick meinte ich, sie müßten auf uns herabstürzen. Mit Mühe fanden wir ein Plätzchen, wo wir uns so viel an die Seite drücken konnten, um sie vorüberzulassen.

Ziemlich spät Nachmittags erreichten mir unsere Nachtstation, ein ganz kleines Dörfchen mit einem desto größeren Namen, es hieß: Alamajaotra.

27. Mai. Die Hügel waren minder hoch und steil, die Schluchten und Thäler etwas breiter und die Wege besser. Einige Meilen vor der Nachtstation, auf dem einzigen höheren Berge, über welchen unser heutiger Weg führte, hörte die waldige Region plötzlich auf und eine wunderschöne Landschaft entfaltete sich vor unseren Blicken. Im Vordergrunde erhob sich in wellenförmigen Linien von Norden nach Süden eine Hügelkette, welche wir von unserem hohen Standpunkte vollkommen gut übersehen konnten, und hinter dieser die herrliche Hochebene Ankay, deren Breite wenigstens 15 Meilen beträgt und deren Länge von Norden nach Süden noch viel bedeutender ist. Gegen Osten im Hintergrunde schloßen zwei niedrige Gebirgsketten den Horizont. Unsere Nachtstation hieß: Maramaya.

28. Mai. Wir erstiegen die Hochebene Ankay, auf welcher wir ziemlich gute Wege fanden, so daß unsere Reise sehr rasch von statten ging; dagegen verloren wir viel Zeit mit dem Uebersetzen des Flusses Mangor. Es waren zur Ueberfahrt nur einige ausgehöhlte Baumstämme vorhanden, deren jeder kaum drei oder vier Personen faßte; es währte daher einige Stunden, bis unser zahlreiches Gefolge und sämmtliches Gepäck überschifft war. Die Flüsse, die ich bisher auf Madagaskar gesehen habe. den Mangor mit eingeschlossen, sind mitunter sehr breit, haben aber keine Tiefe — die größten könnte ein Schiff von 50 Tonnen nicht befahren. Die Gewässer sind sehr bevölkert, aber leider weniger von Fischen als von Kaimans.

Wir überstiegen die niedrige Gebirgskette Efody, dann schlängelte sich der Weg bis an das Dorf Ambodinangano, wo wir die Nacht verbrachten, durch niedliche kleine Thäler.

Schon an mehreren Orten hatte ich aufrechtstehende große Steine bemerkt, die stets einige Meilen von den Ortschaften entfernt errichtet waren. Die einen dienen, wie man mir sagte, als Grabes-Monumente, die anderen, um die Stellen zu bezeichnen, an welchen die wöchentlichen Märkte abgehalten werden. Es scheint wirklich, als wären die Bewohner Madagaskar's besonders darauf bedacht, alles anders zu machen, als die

übrigen Menschen. So halten sie auch die Märkte anstatt in ihren Dörfern auf einsamen öden Plätzen, die meilenweit von jeder menschlichen Wohnung entfernt liegen.

29. Mai. Heute hatten meine Reisegefährten vollkommen Recht mit ihren Klagen über die Wege; letztere waren so schlecht, daß ich trotz meiner in dieser Beziehung gemachten Erfahrungen zugeben mußte, nicht viel ähnliche gesehen zu haben. Es handelte sich um die Uebersteigung der zweiten kleinen Gebirgskette von Efody, deren Auf- und Niedergang über alle Maßen steil war. Selbst meine Träger schienen es heute zu fühlen, daß mein Körper etwas irdischer Natur und nicht aus Luft zusammengesetzt ist. Sie schleppten mich gar mühsam über die schroffen Höhen, und von Zeit zu Zeit erlaubten sie sich sogar einen kurzen Halt, um Athem zu schöpfen und neue Kräfte zu sammeln.

Nach dem Uebergange dieser Gebirgskette betraten wir das Gebiet von Emir, das Stammland der Hovas, in dessen Mitte die Hauptstadt der ganzen Insel liegt.

Das Gebiet von Emir besteht aus einer großen herrlichen Hochebene, die sich an 4000 Fuß über die Meeresfläche erhebt. Viele vereinzelte Hügel steigen aus ihr empor. Die Waldungen hören nun auf; dagegen beginnt, je mehr man sich der Hauptstadt nähert,

einige Kultur, das heißt Reisbau. Wo es keine Reisfelder gibt, ist der Boden mit dem kurzen bitterschmeckenden Grase bedeckt, dessen ich viel auf Sumatra gefunden, und welches leider nicht von dem geringsten Nutzen ist, da es das Vieh nicht liebt.

Sehr bevölkert scheint das Gebiet von Emir auch nicht zu sein, und ich suchte, selbst in der Nähe der Reisfelder, oft vergebens nach Ortschaften; sie mochten wohl hinter den Hügeln verborgen liegen.

In den wenigen Dörfern, durch welche wir kamen, bemerkte ich, daß die Hütten oder Häuser nicht wie in Tamatavé und wie in den waldigen Gegenden, die wir bisher durchzogen hatten, von Bambusrohr oder Holz, sondern von Erde und Lehm gebaut waren; auch sind sie größer und geräumiger und mit sehr hohen Dächern versehen, die mit einem schilfartigen Gras, das hier an allen Flüssen reichlich wächst, sehr nett gedeckt werden. Die innere Eintheilung ist aber ganz dieselbe. Gewöhnlich enthält jede Hütte nur ein einziges Gemach; in sehr wenigen wird eine kleine Stelle durch eine Wand von Strohmatten abgetheilt. An Einrichtung fehlt es ganz und gar — der größte Theil der Bewohner Madagaskar's besitzt nichts als einige Strohmatten, den kahlen Boden zu bedecken, und einige Töpfe von Eisen oder Thon, den Reis zu kochen; nirgends sah ich Betten, ja nicht einmal hölzerne Kisten zur Aufbewahrung der

Kleider oder anderer Gegenstände. Freilich haben sie weder der einen noch der anderen nöthig, denn ihr Lager ist der Boden und ihr ganzer Reichthum an Kleidern beschränkt sich meistens auf einen einzigen Simbu, den sie bei Nacht über den Kopf ziehen. Jene, die den Luxus auf das höchste treiben, bedecken sich noch mit einer der Strohmatten, die sie selbst verfertigen. Einen so gänzlichen Mangel an jeder Bequemlichkeit des Lebens habe ich nur bei den Wilden in Nord-Armerika, im Oregon-Gebiete gefunden.

Manche der kleinen Dörfer, so wie auch einzelne Häuser, waren mit Erdwällen umgeben, ein Gebrauch, der noch aus der Zeit herrührt, in welcher die Bevölkerung in unzählig viele kleine Stämme getheilt war, die sich stets bekriegten. Wie ich bereits in dem geographisch-historischen Ueberblick von Madagaskar erzählt habe, machten die beiden großen Chefs, Dianampoiene und Radama diesen Fehden dadurch ein Ende, daß sie die meisten Stämme ihrer Herrschaft unterwarfen.

Einige Meilen von dem Dorfe Ambotomango, unserer heutigen Nachtstation, kam uns ein großer Zug Menschen, mit Begleitung militärischer Musik, entgegen; es war eine Art Deputation, welche Prinz Rakoto, der Sohn der Königin Ranavola und künftige Thronerbe, zum Empfang des Herrn Lambert sandte, um diesem Liebe und Achtung zu beweisen. Die Depu-

tation bestand aus zwölf der Ergebenen des Prinzen, aus vielen Offizieren, Soldaten und einem ganzen weiblichen Sängerchor.

Die Ergebenen Rakoto's, vierzig an der Zahl, sind junge Adelige, welche diesen Prinzen so lieben und verehren, daß sie sich durch einen Schwur verbunden haben, ihn bei jeder Gefahr bis auf den letzten Mann zu vertheidigen. Sie wohnen alle in seiner Nähe, und auf seinen Ausflügen ist er stets wenigstens von einem halben Dutzend dieser Getreuen umgeben, obwohl er durchaus nicht einer solchen Art Leibwache bedarf, da er bei der ganzen Bevölkerung, bei dem Adel wie bei dem Volke, sehr beliebt sein soll.

Herr Lambert wurde von dieser Deputation mit Ehrenbezeigungen empfangen, wie ein Prinz der königlichen Familie — eine Auszeichnung, die bisher auf Madagaskar keinem der hohen Adeligen des Reiches, um so viel weniger einem Weißen zu Theil geworden ist.

So oft unser Zug an einem Dorfe vorüberkam, eilte die ganze Bevölkerung herbei, uns Fremdlinge zu sehen, ja viele schloßen sich dem Zuge an, so daß er gleich einer Schnee-Lavine immer mehr anschwoll. Die guten Leute mochten ganz erstaunt sein, Weiße mit solchen Ehrenbezeigungen behandelt zu sehen. Keiner von ihnen wußte diese Auszeichnung zu deuten, denn niemand hatte ähnliches erlebt.

In dem Dorfe Ambatomango wurde Herr Lambert durch einen neuen Liebesbeweis von Seiten des Prinzen Rakoto überrascht — wir fanden hier dessen einziges fünfjähriges Söhnlein vor. Durch eine Unpäßlichkeit der Königin daran verhindert, selbst Herrn Lambert bis Ambatomango entgegenzukommen, sandte der Prinz ihm sein Kind, welches Herr Lambert während seines ersten Aufenthaltes in Tananariva adoptirt hatte.

Es herrscht auf Madagaskar die Sitte, Kinder zu adoptiren. In den meisten Fällen geschieht dieß, um wirklich ein Kind zu besitzen, in gewissen anderen aber ist es ein großer Freundschafts-Beweis, welchen der Vater des Kindes dem Manne geben will, der das Kind adoptirt. Die Adoptirung wird bei der Regierung angezeigt, die dem neuen Vater mittelst einer schriftlichen Bestätigung volle Rechte über das angenommene Kind ertheilt, welches den Namen des Adoptiv-Vaters erhält, gänzlich in dessen Familie übergeht und die gleichen Rechte mit seinen wirklichen Kindern besitzt.

Prinz Rakoto hatte Herrn Lambert bei der ersten Bekanntschaft so lieb gewonnen, daß er ihm den größten Beweis seiner Achtung und Freundschaft geben wollte und ihm sein theuerstes Gut, sein einziges Kind, antrug. Herr Lambert adoptirte es, benützte jedoch nicht alle Rechte eines Adoptiv-Vaters; er gab dem Kinde seinen Namen, ließ es aber bei seinen wirklichen Vater.

Dieses Kind ist von Geburt kein Prinz, da seine Mutter eine Sklavin war. Sie heißt Maria, ist aber ungeachtet dieses Namens keine Christin. Sie soll sehr verständig, sehr gutmüthig und doch dabei von festem Charakter sein. Der Prinz liebt sie über alle Maßen, und um sie stets um sich sehen zu können, hat er sie scheinbarer Weise einem seiner Getreuen zum Weibe gegeben.

Bis spät in die Nacht ging es bei uns sehr munter her; es wurde ein großes Mahl bereitet, welches wir nach Landessitte auf der Erde sitzend einnahmen. Getrunken wurde dagegen auf echt europäische Weise und auf das Wohl aller denkbaren Personen; heitere Musik und lautes Jubelgeschrei begleiteten jede ausgebrachte Gesundheit.

Der Chor der Sängerinnen, welchen der Prinz Rakoto zur Verherrlichung unseres Empfanges entgegengesandt hatte, bestand aus zwanzig Mädchen, die sich in eine Ecke des Saales kauerten und unser Trommelfell mit ihren kreischenden Stimmen erschütterten. Sie schrieen und heulten gerade so wie die Weiber und Mädchen in dem Dorfe, in welchem wir das Fest des Bades der Königin feierten. Sie hatten einen Mann zum Vorsänger und Lehrer, der aber Frauenkleider trug und noch dazu europäische. Da die Gesichtszüge beider Geschlechter wenig von einander verschieden sind und ihre

Schönheit oder Häßlichkeit ungefähr dieselbe ist, würde ich unter dieser Karikatur gewiß keinen Mann vermuthet haben, hätte mich nicht Herr Lambert besonders darauf aufmerksam gemacht.

30. Mai. Diesen Morgen kam eine Gesandtschaft der Dorfbewohner, um Herrn Lambert zu einem Stiergefechte einzuladen, welches man ihm zu Ehren geben wollte. Wir machten erst das wichtige Geschäft des Frühstückes ab, dann gingen wir nach dem Schauplatze, fanden jedoch, daß die Anstalten zu dieser Festlichkeit wenig vorgeschritten waren und es noch geraumer Zeit zu ihrer Beendigung bedürfte. Wir dankten den Leuten für ihre Aufmerksamkeit, zogen es aber vor mit ihrem guten Willen vorlieb zu nehmen; denn es war uns darum zu thun, so schnell als möglich nach der nur mehr eine halbe Tagereise entfernten Hauptstadt zu gelangen, und dieß um so mehr, als wir die Nachricht erhalten hatten, daß das Sikidy (der Orakel-Spruch) den heutigen Tag als einen glücklichen für unseren Einzug in Tananariva bezeichnet habe und daß die Königin wünsche, Herr Lambert möchte diesen günstigen Moment nicht versäumen.

Auf ganz Madagaskar, aber vorzugsweise bei Hofe, ist es gebräuchlich, für alle Unternehmungen, für die wichtigsten wie für die geringfügigsten, das Orakel Sikidy zu befragen. Es geschieht dieß auf folgende, höchst

einfache Art: Eine gewisse Anzahl von Bohnen und kleinen Steinen wird durcheinandergemengt und aus den Figuren, die sie bilden, lesen die mit diesem Talente begabten Personen den günstigen oder ungünstigen Erfolg. Dergleichen Orakel=Sprecher oder Deuter sind bei Hofe allein mehr als zwölf angestellt und die Königin zieht sie für die unbedeutendste Kleinigkeit zu Rath. Sie unterwirft sich den Aussprüchen des Sikidy dergestalt, daß sie in vielen Dingen ihrem eigenen Willen gänzlich entsagt und sich in dieser Beziehung zur größten Sklavin in demselben Lande macht, welches sie andererseits so despotisch regiert. Will sie z. B. irgend wohin einen Ausflug unternehmen, so muß erst das Orakel befragt werden, an welchem Tage, zu welcher Stunde dieß geschehen soll. Ohne den Ausspruch des Sikidy zieht sie kein Kleidungsstück an, genießt von keiner Speise — ja selbst hinsichtlich des Trinkwassers muß das Sikidy entscheiden, von welcher Quelle es zu holen sei.

Noch vor wenig Jahren herrschte allgemein die Sitte, bei der Geburt eines Kindes sogleich das Sikidy zu befragen, ob die Geburtsstunde eine glückliche gewesen sei. In dem Falle einer verneinenden Antwort legte man das arme Kind in die Mitte eines jener Wege, über welche die großen Ochsenzüge getrieben werden. Gingen die Thiere an dem Kinde vorsichtig vorüber, ohne es

zu beschädigen, so war dadurch der böse Zauber des Orakels gebrochen und das Kind wurde im Triumphe wieder nach dem väterlichen Hause gebracht. Natürlich hatten aber nur wenige das Glück, diese gefährliche Probe zu bestehen, die meisten verloren dabei ihr Leben. Eltern, die ihre Kinder der Probe nicht unterwerfen wollten, setzten sie aus, besonders wenn es Mädchen waren, und bekümmerten sich nicht weiter um sie. Die Königin hat sowohl die Probe wie die Aussetzung verboten; es ist dieß vielleicht das einzige menschenfreundliche Gesetz, welches sie in ihrem ganzen Leben gegeben hat.

Alle Reisenden, die nach der Hauptstadt kommen wollen, müssen bei der Königin um die Erlaubniß dazu ansuchen und in der Entfernung von wenigstens einer Tagereise den Ausspruch des Sikidy erwarten, welches bestimmt, an welchem Tage und zu welcher Stunde sie ihren Einzug machen können. Tag und Stunde sind auf das strengste einzuhalten, und sollte der Reisende in der Zwischenzeit plötzlich erkranken und sich in die Unmöglichkeit versetzt sehen, zur vorgeschriebenen Zeit an die Thore der Stadt zu gelangen, so muß er eine neue Botschaft an die Königin senden und ein zweites Mal den Ausspruch des Sikidy abwarten, worüber nicht blos mehrere Tage, sondern oft einige Wochen verloren gehen.

Wir waren in dieser Hinsicht sehr glücklich — das Sikidy hatte die Liebenswürdigkeit, uns auch nicht einen

einzigen Tag warten zu lassen und gerade denjenigen als einen glücklichen zu bezeichnen, an welchem wir, der Einrichtung unserer Reise zufolge, die Hauptstadt erreichen konnten.

Ich vermuthe sehr, daß dießmal die Neugierde der Königin einigermaßen auf den Ausspruch des Orakels einwirkte. Die gute Dame mochte es wohl kaum erwarten können, in den Besitz all' der Schätze zu kommen, welche, wie sie wußte, Herr Lambert für sie mitbrachte.

Unsere heutige Tagereise glich einem fortgesetzten Triumphzuge. Voran ging das militärische Musikcorps, diesem folgten viele Offiziere, von welchen einige sehr hohen Ranges, dann kamen wir, umgeben von den Getreuen des Prinzen, und den Schluß bildeten der weibliche Sängerchor, Soldaten und Volk. So wie gestern, drängte sich in jedem Dorfe, durch das wir kamen, Alt und Jung herbei; alle wollten die langerwarteten Fremdlinge sehen und viele schloßen sich dem Zuge an und begleiteten uns meilenweit.

Der Weg führte beständig durch die schöne Hochebene von Emir. Welches Aussehen würde dieses herrliche Stück Land gewinnen, wenn es ordentlich kultivirt und bevölkert wäre! Man sieht zwar ungleich mehr Felder und Dörfer als in den übrigen Gegenden, durch welche uns der Weg bisher geführt, aber doch sehr

wenig im Verhältniß zu der Fruchtbarkeit des Bodens und der glücklichen Lage. Einen besonderen Reiz verleihen dieser Hochebene die vielen Hügel, die sie von allen Seiten durchkreuzen, und von welchen die meisten frei aufsteigen und in gar keiner Verbindung unter einander stehen. An Wasser fehlt es ebenfalls nicht, und wenn man auch keinen mächtigen Strom sieht, so gibt es doch unzählige viele kleine Flüsse und Teiche.

Vor ungefähr 40 Jahren soll die ganze Hochebene von Emir noch mit Waldungen bedeckt gewesen sein; jetzt ist sie ungefähr 30 englische Meilen ringsumher so baumlos, daß nur die reichen Leute Holz als Brennmaterial gebrauchen können, welches sie von ihren Sklaven herbeitragen lassen. Die Aermeren nehmen ihre Zuflucht zu einer Art kurzen Savannengrases, mit welchem Hügel und Ebenen reichlich bedeckt sind, und das eine starke, aber natürlich nicht lange anhaltende Flamme gibt. Glücklicherweise bedürfen die Leute des Feuers blos zu der Bereitung ihrer Mahlzeiten. Heizung können sie entbehren, obgleich der Thermometer in den Wintermonaten bis auf drei oder vier, ja manchmal sogar bis auf einen Grad Reaumur fällt. Die Häuser sind von ziemlich dicken Lehmwänden erbaut, die Dachungen dicht mit langem Grase bedeckt, daher ist es, trotz der Kälte von außen, im Innern ziemlich warm.

Die Wege waren vortrefflich; unsere Träger liefen,

als hätten sie nichts zu tragen. Schon von weitem sahen wir Tananariva, die Hauptstadt des Landes, die beinahe in der Mitte der Hochebene auf einem der schönsten Hügel liegt, und früh am Nachmittag gelangten wir an die Vorstädte, welche die eigentliche Stadt von allen Seiten umgeben.

Diese Vorstädte waren ursprünglich Dörfer, welche sich nach und nach vergrößert haben und am Ende zu einem Ganzen vereiniget wurden. Von den Häusern ist die Mehrzahl aus Erde oder Lehm aufgeführt, jene dagegen, die in dem wirklichen Stadtgebiete liegen, müssen von Brettern oder wenigstens von Bambus gebaut sein. Ich fand sie durchgehends größer und geräumiger, als die in den Dörfern und auch viel reinlicher und in besserem Stande erhalten. Die Dächer steigen steil auf, sind sehr hoch und an den Endspitzen mit langen Stangen geziert. Auch hier bemerkte ich, daß einzelne Häuser, oder mitunter drei bis vier gemeinschaftlich von niedrigen Erdwällen umgeben waren, die jedoch keinen anderen Zweck haben, als die Hofräume von jenen der Nachbarhäuser abzusondern. Straßen und Plätze gibt es nur ganz unregelmäßige; die Häuser sind nämlich nicht in Reihen gebaut, sondern liegen gruppenweise theils um den Fuß des Hügels, theils an dessen Abhängen — der königliche Palast steht auf der höchsten Spitze. Der Theil der Vorstädte, durch

welchen wir kamen, war zu meiner größten Verwunderung sehr rein gehalten, und zwar nicht nur die Straßen und Plätze, sondern auch die Hofräume. Nur in den engen Gäßchen zwischen den Erdwällen sah es bisweilen etwas schmutzig aus.

Noch mehr aber als diese Reinlichkeit überraschte mich die große Menge Blitzableiter; beinahe jedes größere Haus war damit versehen. Sie wurden von Herrn Laborde eingeführt, einem Franzosen, der schon seit langen Jahren in Tananariva lebt und dessen abenteuerliche Lebensgeschichte mir Herr Marius während der Reise erzählte; ich werde meine neugierigen Leserinnen sehr bald mit diesem merkwürdigen Manne bekannt machen.

Wie man mir sagte, gibt es vielleicht keinen Ort auf der ganzen Welt, wo die Gewitter so furchtbar sind und der Blitz so häufig einschlägt wie hier. In Tananariva sollen durchschnittlich jedes Jahr an 300 Personen vom Blitze getödtet werden, und im vergangenen Jahre stieg deren Zahl sogar bis auf 400. In einem Hause allein tödtete derselbe Strahl 10 Personen. Diese heftigen Gewitter haben von Mitte März bis Ende April statt.

Wir waren unterdessen an das Stadtthor gelangt, vor welchem wir ein Piket Soldaten mit gekreuzten Gewehren aufgestellt fanden, die uns auf das höflichste den Eingang verwehrten. Es scheint an diesem Hofe

Sitte, alles mit einer Art despotischer Feier zu umgeben, da jeder Fremdling, der nach der Hauptstadt kommen will, um die Erlaubniß dazu bei der Königin anhalten muß und sie daher von der Reise schon lange vorher unterrichtet ist. Ungeachtet dessen, daß der Reisende eine oder zwei Tagereisen von der Hauptstadt entfernt, abermals verpflichtet ist, einen Boten abzusenden, um von dem Sikidy die Nachricht einzuholen, an welchen Tage er seinen Einzug zu halten habe, so muß er dennoch wieder an dem Stadtthore anhalten, der Königin seine Ankunft melden und um Einlaß bitten. Ist die Königin gerade übler Laune, so läßt sie den Armen oft stundenlang in der glühendsten Sonnenhitze oder bei Sturm und Regen der Antwort harren.

Wir waren so begünstigt, die Erlaubniß zum Eintritt in die Stadt schon nach einer halben Stunde zu erhalten.

In dem Innern der Stadt sieht es ungefähr eben so aus, wie in den Vorstädten, nur mit dem Unterschiede, daß dem Gesetze zufolge, von welchem ich bereits gesprochen habe, die Häuser alle aus Brettern oder Bambus gebaut sind.

Wir stiegen bei Herrn Laborde ab, der ein sehr warmer Freund Herrn Lambert's und ein großer Beschützer jedes Europäers ist, welcher nach Tananariva kommt.

Herr Laborde. — Der Prinz Rakoto. — Züge aus seinem Leben. — Das Sambas=Sambas. — Maria. — Die Heeresschau auf dem Marsfelde. — Der madagaskarische Adel. — Der geheime Vertrag. — Die englische Missions=Gesellschaft und der englische Missionär Herr W. Ellis.

Die Lebensgeschichte unseres Wirthes, des Herrn Laborde ist folgende:

Er wurde in Frankreich geboren und ist der Sohn eines wohlhabenden Sattlers. In seiner Jugend diente er mehrere Jahre als Kavallerist in der französischen Armee, gab aber, da ihn stets Sehnsucht quälte, etwas mehr von der Welt zu sehen, nach dem Tode seines Vaters den Dienst auf, stellte einen Ersatzmann und ging nach Ostindien. Er legte in Bombay verschiedene Fabriken an, besserte Dampfmaschinen aus, verfertigte Waffen, errichtete eine Sattlerei und machte dabei ganz gute Geschäfte. Sein unruhiger Geist ließ ihn jedoch nicht lange an demselben Orte weilen; er übergab seine Werkstätten einem Freunde und schiffte sich im Jahre 1831 nach dem indischen Archipel ein. Das Schiff wurde von einem Sturme verschlagen und litt an der Küste von Madagaskar Schiffbruch; Herr Laborde verlor

dabei nicht nur Hab und Gut, sondern auch seine Freiheit; denn, wie bekannt, werden auf dieser gastfreundlichen Insel alle Schiffbrüchigen zu Sklaven gemacht. Man brachte ihn nebst einigen seiner Unglücksgefährten nach Tananariva, um ihn daselbst zu verkaufen. Glücklicherweise erfuhr die Königin, daß er Waffen und andere Gegenstände zu verfertigen verstünde; sie ließ ihn nach Hofe kommen und versprach ihm die Freiheit, wenn er ihr fünf Jahre lang treu dienen wolle. Herr Laborde that dieß; er legte eine Werkstätte an und lieferte der Königin alle Arten von Waffen, sogar kleine Kanonen, sowie auch Pulver und andere Dinge. Trotz ihres Hasses gegen die Europäer, gewann die Königin Zutrauen und legte bald so viel Werth auf ihn, daß sie bei manchen wichtigen Unternehmungen seinen Rath einholte — ja nicht selten gelang es ihm, sie von Todesurtheilen abzuhalten.

Aber nicht nur bei der Königin allein steht Herr Laborde so gut angeschrieben, sondern auch beim Adel und Volk. Seine trefflichen Eigenschaften haben ihn überall beliebt gemacht und alle jene, die irgend eines Rathes, irgend einer Hilfe bedürfen, kommen zu ihm, und nie vergebens; er ist ihr Arzt, ihr Vertrauter und ihr Helfer.

Aus den fünf Jahren, welche Herr Laborde im Dienste der Königin bleiben sollte, wurden zehn Jahre;

seine Beschützerin gab ihm Haus und Hof, Ländereien und Sklaven, und da er sich miteiner Eingeborenen verheirathet und einen Sohn von derselben hat, so bleibt er wohl für immer im Lande, obgleich er schon lange frei und unabhängig ist und die Insel verlassen kann, wann es ihm beliebt.

Nebst der Waffen- und Pulver-Fabrik hat dieser industriöse Mann auch eine Glashütte, eine Indigo-Färberei, eine Seifen- und Kerzen-Siederei, und eine Rhum-Brennerei angelegt. Er lehrte den Leuten das Zuckerrohr geregelt pflanzen und versuchte mit gutem Erfolge den Wein- und Getreidebau. Auch mit europäischen Früchten und Gemüsen wollte er die Insel beschenken, und der größte Theil von ihnen gedieh vortrefflich; allein leider blieben seine Bemühungen ohne Nachahmung. Die Eingeborenen zogen es vor, in ihrer angewohnten Trägheit fortzuleben und nichts als Reis und von Zeit zu Zeit ein Stück Ochsenfleisch zu essen.

Gelang es aber Herrn Laborde mit seinen Unternehmungen nicht, jeden Zweck zu erreichen, den er beabsichtigte, so haben sie jedenfalls dazu gedient, die Kulturfähigkeit dieses schönen Landes zu beweisen.

Wir waren gegen 4 Uhr Nachmittags in Herrn Laborde's Hause angelangt.

Unser freundlicher Wirth stellte uns sogleich zwei Europäern vor, den einzigen, welche sich zu der Zeit

in Tananariva aufhielten. Es waren zwei Herren vom geistlichen Stande, von welchen der eine schon seit zwei Jahren, der andere seit sieben Monaten bei Herrn Laborde wohnte. Es schien nicht an der Zeit, als Missionäre aufzutreten, und sie verbargen diese Eigenschaft auf das sorgfältigste. Nur der Prinz und wir Europäer wußten um das Geheimniß. Den einen hielt man für einen Arzt und der andere galt für den Lehrer des Sohnes Herrn Laborde's, welcher vor zwei Jahren von Paris zurückgekommen war, wohin ihn sein Vater zur Erziehung gesandt hatte.

Ein herrliches Mahl versammelte uns alsbald um die Tafel, die ich ganz auf europäische Weise gedeckt und geordnet fand, nur mit der Eigenthümlichkeit, daß sämmtliche Teller und Schüsseln von gediegenem Silber waren; selbst statt der Trinkgläser prangten silberne Pokale. Ich äußerte scherzweise zu Herrn Laborde, daß ich ähnlichen Luxus noch an keiner Tafel gesehen und am allerwenigsten in Tananariva erwartet hätte. Er erwiederte mir, daß dieser Luxus bereits in jedem reichen Hause herrsche (deren es freilich nur sehr wenige gäbe), und daß er selbst ihn eingeführt habe, aber keineswegs aus Verschwendung, sondern im Gegentheil aus Sparsamkeit — Porzellan-Geschirr müßte nämlich jeden Augenblick erneuert werden, weil die Sklaven ganz vorzüglich darin geschickt seien, alles in kürzester

Zeit in Stücke zu brechen, und käme daher viel theurer zu stehen.

Wir waren noch lange nicht mit unserem fröhlichen Mahle zu Ende, eben wurde Champagner gereicht und die Toaste fingen an, als ein Sklave in größter Hast herbeigelaufen kam, uns die Ankunft des Prinzen Rakoto zu melden. Wir sprangen rasch vom Tische auf, hatten aber nicht mehr Zeit ihm entgegen zu gehen. In seiner Ungeduld Herrn Lambert zu sehen, war er dem Sklaven auf dem Fuße gefolgt. Lange hielten sich die beiden Männer umschlossen, lange fand keiner von ihnen ein Wort, seine Freude auszudrücken. Man sah es ihnen an, daß sie wirklich tiefe Freundschaft für einander fühlten. Wir alle, die wir umherstanden, konnten uns bei diesem Anblicke einer wahrhaft feierlichen Rührung nicht erwehren. Der Prinz Rakoto, oder wie sein ganzer Name lautet: Rakodond-Radama, ist ein junger Mann von 27 Jahren. Er besaß gegen meine Erwartung durchaus kein unangenehmes Aeußere. Seine Statur ist klein und gedrungen, das Gesicht und dessen Farbe entspricht keiner der vier Racen, welche Madagaskar bewohnen. Es hat ganz den Typus der moldauischen Griechen. Das schwarze Haar ist kraus, aber nicht wollig, die dunklen Augen sind voll Feuer und Leben, und schöne Zähne zieren den wohlgeformten Mund. Seine Züge drücken eine

so wahrhaft kindliche Güte aus, daß man sich sogleich zu ihm hingezogen fühlt. Er geht häufig europäisch gekleidet.

Dieser Prinz ist bei Hoch und Nieder gleich geliebt und geachtet, verdient aber, wie mir die Herren Lambert und Laborde versicherten, diese allgemeine Liebe und Achtung in vollem Maße. So grausam die Königin, seine Mutter, ist, so gutherzig ist der Sohn, und so sehr erstere das Blutvergießen liebt, einen so unüberwindlichen Abscheu hat letzterer dagegen; sein größtes Streben und Trachten ist dahin gerichtet, die harten Strafen, die vielen Hinrichtungen, welche die Königin über ihre Unterthanen verhängt, zu mildern oder zu verhindern. Zu jeder Stunde ist er bereit, die Unglücklichen anzuhören und ihnen zu helfen, und seinen Sklaven hat er auf das strengste verboten, jemanden mit dem Bescheide abzuweisen, daß er schliefe oder sein Mahl einnähme. Dieß wissend kommen oft Leute mitten in der Nacht und wecken den Prinzen aus dem Schlafe, um seine Hilfe für ihre Verwandten zu erflehen, die am frühen Morgen hingerichtet werden sollen. Kann er ihre Begnadigung bei seiner Mutter nicht bewirken, so geht er wie zufällig denselben Weg zur Zeit, zu welcher die Armen mit Stricken gebunden nach dem Richtplatze geführt werden, durchschneidet deren Bande und heißt sie entweder fliehen oder ruhig nach Hause gehen, je nachdem die Gefahr für sie größer oder geringer ist.

Wenn man der Königin dann berichtet, was ihr Sohn gethan, macht sie darüber nie eine Bemerkung. Nur sucht sie die nächsten Verurtheilungen so viel als möglich geheim zu halten und deren Vollstreckung zu beschleunigen. Urtheil und Ausführung folgen deshalb so rasch aufeinander, daß, wenn der Prinz zufällig von der Stadt abwesend ist, die Botschaft zu spät an ihn gelangt, um Hilfe schaffen zu können.

Sonderbar ist es bei dieser gänzlichen Verschiedenheit der Charaktere, daß sich Mutter und Sohn auf das zärtlichste lieben. Der Prinz ist der Königin mit der größten Zuneigung ergeben. Er sucht die grausamen Handlungen derselben auf alle mögliche Art zu entschuldigen, und nichts ist ihm schmerzlicher, als der Gedanke, daß sie weder geliebt noch geachtet sein kann.

Der edle Charakter des Prinzen ist um so mehr zu bewundern, als er von frühester Kindheit an das böse Beispiel seiner Mutter vor Augen hatte, aus deren Bereich er nie kam, und daß für seine Erziehung auch nicht das geringste gethan wurde. In hunderten von ähnlichen Fällen würde der Sohn gewiß die Vorurtheile und bösen Eigenschaften der Mutter angenommen haben.

Außer einigen Worten der englischen Sprache hat man ihm keine Kenntnisse beizubringen gesucht — was er ist und weiß, verdankt er sich selbst. Was hätte

aus diesem Prinzen werden können, wenn durch eine zweckmäßige Bildung sein Geist und sein Talent entwickelt worden wären!

Ich hatte häufig Gelegenheit, ihn zu sehen und zu beobachten, denn selten verging ein Tag, an welchem er nicht Herrn Lambert besuchte — ich habe keine anderen Fehler an ihm bemerkt, als zu wenig Selbstständigkeit und Vertrauen in seine Fähigkeit und das einzige, was ich befürchte, sollte die Regierung einst in seine Hände gelangen, ist, daß er zu wenig energisch auftreten und seine gewiß ganz guten Absichten nicht durchgreifend ausführen dürfte.

Ich will nur einige Thaten dieses Mannes erzählen, aus welchen man am besten seinen Edelmuth kennen lernen kann.

Es geschieht häufig, daß die Königin Hunderten ihrer Unterthanen befiehlt, für diesen oder jenen Großen des Landes monatelang die schwersten Arbeiten zu verrichten, z. B. Bauholz zu fällen, es 30 Meilen weit zu schleppen, Steine zu behauen u. dgl. m., und zwar, ohne daß die Leute die geringste Entschädigung dafür anzusprechen haben. Wenn dieß der Prinz erfährt, läßt er sich in die Gegend spazieren tragen, in welcher die Leute arbeiten, begegnet ihnen anscheinend zufälliger Weise und erkundigt sich, für wen sie diese Arbeit verrichten. Auf ihre Antwort fragt er sie weiter, ob sie

auch Nahrung bekämen (von Lohn ist natürlich nie die Rede). Da zeigt es sich gewöhnlich, daß sie nicht nur keine Nahrung erhalten, sondern oft schon die eigenen mitgebrachten Lebensmittel aufgezehrt haben und ihren Hunger mit Wurzeln und Kräutern zu stillen suchen. Der Prinz läßt dann sogleich, je nach der Zahl der Arbeiter, auf Kosten des Arbeitgebers einen oder zwei Ochsen schlachten und mehrere Centner Reis herbeischaffen und unter die Leute vertheilen. Kommt der Große, über eine solche Zumuthung ganz erstaunt, zu dem Prinzen, um sich darüber zu beschweren, so wird er mit dem Bescheid abgefertigt: „Wer für Euch arbeitet, den müßt Ihr billiger Weise auch ernähren, und wollt Ihr es selbst nicht thun, so werde ich Euren Schatzmeister machen."

Vor einigen Jahren ging an der Küste Madagaskar's ein Schiff mit dem größten Theil der Mannschaft zu Grunde; fünf Matrosen, die sich aus dem Schiffbruch gerettet hatten, wurden, wie dieß gebräuchlich ist, nach der Hauptstadt gebracht, um daselbst als Sklaven verkauft zu werden. Der Prinz begegnete ihnen auf einem Ausfluge, den er gerade machte, ungefähr eine Tagreise von Tananariva und als er bemerkte, daß einer der Matrosen keine Schuhe anhatte, und mühselig den andern nachhinkte, zog er seine eigenen aus und gab sie ihm. Außerdem sorgte er dafür, daß sie reichlich genährt wurden. Herr Laborde kaufte diese fünf

Matrosen, bekleidete sie, gab ihnen Reisegeld und Empfehlungsschreiben und half ihnen wieder nach ihrem Vaterlande. Der Prinz ist selten in der Lage, dergleichen Handlungen vollführen zu können. Er besitzt kein Geld oder nur sehr wenig; sein ganzer Reichthum beschränkt sich auf Sklaven, Reisfelder und Ochsen, die ihm seine Mutter gibt.

Ein anderes Mal sah der Prinz einen Europäer, welchen mehrere Malegaschen als Gefangenen nach der Hauptstadt brachten. Der Arme wurde gleich einem Thiere von seinen Wächtern mit Hieben und Stößen getrieben; er war von der weiten Reise, von den schlechten Wegen so ermüdet und abgemattet, daß er sich kaum mehr fortschleppen konnte. Der Prinz verwies den Wächtern ihre Grausamkeit, stieg von seinem Takon (so wird, wie bereits bemerkt, der Tragstuhl genannt), und hieß den Gefangenen seinen Platz einnehmen.

Auch an einem unserer Träger fand der Prinz Gelegenheit seine Großmuth auszuüben. Dieser Unglückliche hatte, den Gewohnheiten seiner Landsleute getreu, in der Nähe der Hauptstadt einen Ochsen gestohlen und nach einem der Märkte getrieben, wo er ihn verkaufen wollte; er wurde jedoch dabei ertappt und nach der Hauptstadt gebracht. In ähnlichen Fällen geht die Justiz auf Madagaskar mit unglaublicher Schnelligkeit zu Werke; noch denselben Tag sprach sie das Todes-

urtheil über ihn aus, und gegen Abend sollte er in der landesüblichen Weise mit der Lanze (Sagaya) hingerichtet werden. Herr Laborde erfuhr dieß und sandte nach allen Orten und Enden, um den Prinzen aufzusuchen und seine Hilfe in Anspruch zu nehmen. Der Prinz wurde zum Glück noch zu rechter Zeit gefunden, ging kaum eine halbe Stunde vor der Hinrichtung nach dem Gefängniß, öffnete dem Verbrecher die Thüre, und rieth ihm, so eilig als möglich nach seiner Heimath zu fliehen.

Aehnlicher Thaten hörte ich viele von dem Prinzen erzählen, und wenige Tage sollen vergehen, an welchen er nicht Menschenleben rettet oder auf sonst eine Weise Wohlthaten ausübt. Häufig gibt er seinen letzten Thaler her und theilt alle seine Vorräthe an Reis und Lebensmitteln aus, und doppelte Freude gewährt es ihm, wenn er einem Unglücklichen helfen kann, ohne daß dieser erfährt, von wem die Hilfe kommt.

Kräftiger und schöner als meine schwache Feder reden zum Lob dieses edlen Mannes folgende Worte, die ich selbst aus seinem Munde vernahm. Er sagte: daß es ihm einerlei sei, ob Frankreich oder England, oder was immer für eine Nation die Insel in Besitz nehme, wenn nur das Volk gut regiert werde. Er verlange für sich weder Thron noch Königstitel und sei jederzeit bereit, seinen Rechten schriftlich zu entsagen

und irgendwo einfach als Privatmann zu leben, könne er dadurch das Wohl seines Landes bezwecken.

Ich muß gestehen, diese Aeußerung rührte mich tief und flößte mir so hohe Achtung für den Prinzen ein, wie ich sie noch für wenige Menschen gefühlt. In meinen Augen ist ein Mann mit einer solchen Denkungsweise größer als der ausgezeichnetste unter den herrschsüchtigen und ruhmesstolzen Monarchen Europa's.

31. Mai. Diesen Morgen sandte die Königin einen der Würdenträger des Reiches, um sich nach unserem Befinden zu erkundigen und uns einzuladen, den nächsten Tag um 2 Uhr das Sambas-Sambas in dem Hause der Dame Rasoaray einzunehmen.

Sie schickte bei dieser Gelegenheit Herrn Lambert als Zeichen ihres Wohlwollens ein Geschenk, das aus einem prachtvollen, gemästeten Ochsen, wie ich deren selbst in Europa wenig gesehen, aus sehr schönem gemästeten Geflügel jeder Art und aus einem Korbe voll Eiern bestand. Die Geschenke der Königin erstrecken sich nie auf andere Gegenstände und gewöhnlich beschränken sie sich auf Geflügel und Eier; Ochsen werden nur beigefügt, wenn sie jemanden ganz besonders auszeichnen will.

Das Sambas-Sambas ist ein Gericht, welches aus feinen, in Fett gerösteten Streifchen Rindfleisch und Reis bereitet wird. Es herrscht die Sitte, in dem er-

sten Monate des hiesigen neuen Jahres, wenn sich Freunde oder Verwandte besuchen, mit diesem Gerichte die Gäste zu bewirthen. Jederman nimmt davon eine Prise zwischen zwei Finger, erhebt sich von seinem Sitze, wendet sich links und rechts und sagt: „Möge die Königin noch tausend Jahre leben.“ Er kann dann von der Speise nach Belieben genießen, oder auch nicht, das ist einerlei. Diese Feierlichkeit hat ungefähr dieselbe Bedeutung wie bei uns der Neujahrswunsch.

Da wir gerade in dem ersten Monate des Jahres angekommen waren und die Königin Herrn Lambert alle möglichen Aufmerksamkeiten erweisen wollte, lud sie ihn zu diesem Feste ein; meiner geringen Person und den übrigen Europäern wurde diese Ehre als Freunde Herrn Lambert's zu Theil.

Alle dergleichen Festessen, zu welchen Fremde gezogen werden, finden jedoch nicht in dem königlichen Palaste statt, sondern bei der Dame Rasoaray, die von sehr hoher Geburt ist und deren große, reich eingerichtete Wohnung sich am besten dazu eignet. In dem Palaste der Königin oder gar in ihrer Gesellschaft zu essen, wäre für einen Fremden eine zu große Ehre; so weit geht die Herablassung dieser hochmüthigen, eingebildeten Person nicht.

Ich benützte den heutigen Tag, die Stadt zu besehen, von welcher ich jedoch nichts weiter zu sagen

finde, als daß sie sehr belebt und ungemein ausgebreitet ist, besonders wenn man die Vorstädte dazu rechnet. Man behauptet, sie enthalte mit der nächsten Umgebung 50.000 Häuser, oder wie man hier sagt „Dächer" und 100.000 Bewohner. Diese Angabe mag wohl sehr übertrieben sein; aber ungewöhnlich groß ist die Häuserzahl wirklich und dieß aus der einfachen Ursache, weil die Häuser selbst sehr klein sind, — keines besteht aus mehr als einem, höchstens zwei Gemächern. Ist die Familie groß, so werden neben dem Stammhause zwei oder drei andere eben so kleine gebaut; die Küche befindet sich bei den nur einigermaßen Wohlhabenden ebenfalls unter einem eigenen Dache, und die Sklaven sind natürlich auch in mehrere Häuschen vertheilt. Dessenungeachtet glaube ich kaum, daß es in Tananariva mehr als 15 oder höchstens 20.000 Häuser geben mag. Herr Laborde z. B. besitzt neun Häuschen, in welchen sieben freie Leute und ungefähr 30 Sklaven wohnen; hier wäre also das Verhältniß der Bewohner zur Häuserzahl wie 4 zu 1. Herr Laborde ist aber ein Europäer und wohnt mit seinen Leuten nicht so enge und gedrängt, wie die Eingeborenen; bei letzteren kann man gewiß sechs oder wenigstens fünf Personen auf jedes Häuschen rechnen.

1. Juni. Um 2 Uhr Nachmittags begaben wir uns nach dem Hause der Dame Rasoaray. Man

führte uns in einen großen Saal, dessen Wand mit europäischen Tapeten bekleidet und dessen Boden mit schönen Matten belegt war. Eine höchst elegant gedeckte Tafel, deren sich kein Fürst in Europa zu schämen gehabt hätte, stand in der Mitte. Die übrige Einrichtung war einfach, aber geschmackvoll. Eine Engländerin hätte freilich den größten Verstoß gegen Anstand und Sitte darin gefunden, daß in demselben Saale, in welchem das Mahl eingenommen wurde, zwei Betten und zwar sehr schöne Betten mit reichen, schwer seidenen Vorhängen standen. Da ich aber keine Engländerin, sondern eine schlichte Deutsche bin, nahm ich kein Aergerniß daran und der Anblick der beiden Betten hinderte mich nicht im geringsten, ganz wohlgemuth meine Portion Reis und Fleisch zu verzehren. Außer diesen Gerichten gibt es bei dem Sambas-Sambas nichts zu essen, und von Getränken erhält man nur Wasser.

Ich bewunderte sehr zwei silberne Vasen in Relief gearbeitet, welche auf dem Tische standen und meine Bewunderung stieg auf das höchste, als ich erfuhr, daß sie von inländischen Gold- und Silberschmieden verfertigt worden seien. Sie hätten gewiß selbst in Europa Beifall gefunden. Die Eingeborenen besitzen gleich den Chinesen eine große Geschicklichkeit im Nachahmen; dagegen fehlt ihnen Erfindungsgeist.

Unter den hohen Personen, welche nebst uns zu

diesem Mahle geladen worden waren, gab es verschiedene, welche englisch oder französisch sprachen; mehr jedoch englisch. Die Kenntniß dieser Sprache rührt noch aus der Zeit des Königs Radama her, unter dessen Regierung englische Missionäre nach Madagaskar gekommen und eine gewiße Anzahl junger Leute nach Mauritius oder England zur Erziehung geschickt worden sind.

Die Feierlichkeit des Sambas-Sambas war sehr bald beendet, und wir kehrten früh nach Hause zurück, wo wir Abends von einem Besuche des Prinzen Rakoto überrascht wurden. Er kam in Begleitung der Mutter seines fünfjährigen Sohnes, um sie mir vorzustellen. Wie ich schon bemerkt habe, konnte der Prinz diese Frau, da sie eine Sklavin war, nach den hiesigen Gesetzen nicht ehelichen, und ihr Sohn hat durchaus keinen Anspruch auf des Vaters Rang. Dessenungeachtet beehrt man sie beide mit dem prinzlichen Titel. Freilich haben in diesem Lande die Gesetze, dem Regenten gegenüber, wenig zu bedeuten; sie hängen einzig und allein von dessen Willkür ab, und sobald Prinz Rakoto auf den Thron gelangt, kann er sie nach Belieben umstoßen und die einstmalige Sklavin zur Königin und ihren Sohn zum Kronprinzen machen.

Des Charakters dieser Frau habe ich erwähnt. Was ihre Schönheit anbelangt, so muß man dieselbe natürlich nicht mit europäischen Augen betrachten, oder

man muß sehr lange unter diesem Volke gelebt haben und an dessen häßliche Züge gewöhnt sein, um die minder häßlichen schön zu finden.

2. Juni. Heute sahen wir eine große Heerschau auf dem Marsfelde, einer schönen Wiese, die sich an dem Fuße des Hügels vor der Stadt ausbreitet. In Tananariva sollen stets 10 bis 12.000 Mann versammelt sein; diese Angabe ist aber wahrscheinlich gleich jener von der Häuserzahl um die Hälfte übertrieben. Das bei der erwähnten Gelegenheit aufgestellte Militär betrug keinesfalls mehr als 4500 bis 5000 Mann. Die Soldaten bildeten ein großes Doppelviereck, in dessen Mitte die Offiziere nebst der Musikbande standen.

Eine solche Heerschau wird alle 14 Tage, an dem dritten Tage jeder zweiten Woche abgehalten, um zu prüfen, ob die dienstpflichtigen Soldaten gegenwärtig, ob sie gesund, und ob ihre Kleider und Waffen in Ordnung sind. Man ruft die Namen auf und wenn bei einer Compagnie nur wenige Leute fehlen, dann kommt der Kapitän mit einem Verweise davon; fehlen aber gar zu viele, so wird er gleich an Ort und Stelle mit einem Dutzend oder mehr Hieben bestraft. Der letztere Fall soll sich ziemlich oft ereignen, denn unter einer so großen Anzahl von Soldaten gibt es viele, deren Heimath mehrere Tagreisen von der Hauptstadt entfernt ist, so daß sie von einer Heerschau zur anderen nicht Zeit genug finden,

dahin zu wandern, ihr Feld zu bestellen, sich mit Lebensmitteln zu versehen und wieder zurückzukommen.

Militärische Uebungen wurden nicht gemacht, und wie man mir sagte, wird der Krieg ohne System und ungefähr in derselben Art geführt, wie bei den ganz wilden Völkern. Wenn sich eine Truppe verloren glaubt, hört die Subordination augenblicklich auf, und die Leute fliehen nach allen Seiten.

Schrecklich ist das Loos der Kranken und verwundeten Soldaten, und zwar nicht nur auf der Flucht (da bekümmert sich natürlich niemand um sie), sondern selbst auf den gewöhnlichen Märschen. Ihre Kameraden sind wohl verflichtet, für sie zu sorgen, sie zu tragen und zu ernähren; wie kann man aber dieß von Leuten verlangen, die an allem Mangel leiden, die durch ausgestandenen Hunger, durch Mühseligkeiten jeder Art oft selbst so geschwächt sind, daß sie nur mit Mühe ihre eigene Person und ihre Waffen weiterschleppen! Gar häufig geschieht es, daß man sich der Armen gewaltsam zu entledigen sucht. Man schlägt sie nicht gerade todt, was beinahe unter diesen Verhältnissen eine Wohlthat für sie wäre; aber man schleift sie auf dem Boden fort, reicht ihnen keine Lebensmittel, ja nicht einmal einen Labetrunk aus der nahen Quelle, und wenn sie kein Lebenszeichen mehr von sich geben, läßt man sie am Wege liegen, ohne zu untersuchen, ob sie wirklich todt sind.

Auf den Märschen gehen unglaublich viel Menschenleben zu Grunde. In dem letzten Kriege z. B., welchen die Königin vor zwei Jahren mit den Seklaven führte, wurden 10.000 Mann in's Feld gesandt; von diesen starb mehr als die Hälfte während des Marsches aus Mangel an Nahrung, viele liefen davon, und als das Heer auf dem Kriegsschauplatze anlangte, zählte es kaum etwas mehr als 3000 Mann.

Die Gefangenen sind viel besser daran, denn für sie wird Sorge getragen, weil man aus ihrem Verkaufe Nutzen zieht; ja selbst als Sklaven sind sie bei weitem nicht in einer so unglücklichen Lage, wie die Soldaten oder Bauern. Ihre Herren kleiden, nähren und beherbergen sie, und mit Arbeit werden sie auch nicht überladen, denn in diesem Falle setzt sich der Eigenthümer der Gefahr aus, seinen Sklaven durch Davonlaufen zu verlieren, und von flüchtigen Sklaven wird selten einer eingebracht, da es weder Polizei noch eine sonstige Aufsicht im Lande gibt. Der Herr kann freilich, wie ich schon früher gesagt habe, seinen Sklaven mit dem Tode strafen, die Regierung bekümmert sich darum nicht; doch hält ihn natürlicher Weise sein eigenes Interesse davon ab. Viele Sklaven geben ihren Herren eine jährliche kleine Abgabe an Geld und leben wie freie Leute — manche halten sogar selbst wieder Sklaven, die sie für sich arbeiten lassen.

Nach der Heerschau zog das Offizier-Corps mit der Musik an unserem Hause vorüber, um Herrn Lambert zu bewillkommnen.

Die Offiziere waren wie jene in Tamatavé größtentheils auf europäische Art gekleidet und sahen nicht minder komisch und lächerlich aus. Der eine trug einen Frack, dessen Schöße bis an die Fersen reichten, ein anderer einen Rock von geblümtem Kammertuch, ein dritter eine halbverbleichte rothe Jacke, die einst einem englischen Marine-Soldaten gedient haben mochte. Eben so verschiedenartig und gewählt war die Kopfbedeckung. Da gab es Stroh- und Filzhüte von allen Größen und Farben, Mützen und Kappen von nie gesehenen Formen. Die Generale trugen gleich den europäischen, zweieckige Hüte und waren beritten.

Die militärischen Grade sind hier ganz den europäischen nachgebildet; sie bestehen aus dreizehn Abstufungen, von dem gemeinen Soldaten bis zu dem Feldmarschall.

Auch die Titel des europäischen Adels war ich so glücklich in Madagaskar vorzufinden; es wimmelte von Baronen, Grafen und Fürsten, wie an den deutschen Höfen.

Die ganze Bevölkerung Madagaskar's ist in elf Kasten eingetheilt. Zu der elften Kaste gehören die regierenden Häupter, zu der zehnten die Abkömmlinge der

königlichen Familie. In dieser Kaste allein dürfen sich Geschwister heirathen, vermuthlich, um einer zu großen Nachkommenschaft königlichen Blutes vorzubeugen. Die folgenden sechs Kasten, von der neunten bis einschließend vierten, begreifen die Adeligen höheren und niederen Ranges. Zur dritten Kaste gehört das Volk, zur zweiten Kaste die weißen Sklaven, unter welchen man alle jene versteht, die früher freie Leute waren und als Kriegsgefangene oder aus Strafe für begangene Verbrechen verkauft wurden, und zur ersten Kaste die schwarzen Sklaven, daß heißt jene, welche als Sklaven geboren sind.

Ein Adeliger kann sich eine Frau nicht nur aus seiner eigenen Kaste wählen, sondern auch aus den zwei Kasten, die unter ihm stehen, nie aber aus einer höheren. Mit einer Sklavin darf er sich auf keinen Fall verheirathen, und das Gesetz gestattet nicht einmal ein Liebesverhältniß zwischen einem Adeligen und einer Sklavin. (In dieser Beziehung könnte Madagaskar den von Weißen beherrschten Ländern, in welchen Sklaverei eingeführt ist, zum Vorbilde dienen.) Jenes Gesetz soll in früheren Zeiten sehr strenge beobachtet worden sein, und entdeckte man ein derartiges Verhältniß, so wurde der Adelige als Sklave verkauft und die Sklavin geköpft. Hatte eine adelige Frau ein Verhältniß mit einem Sklaven, so wurden beide getödtet. In der neueren Zeit hat jedoch diese Strenge sehr abgenom-

men. Wäre dieß nicht der Fall, so müßte bei der allgemeinen Sittenlosigkeit, die heutzutage in diesem Lande herrscht, bei weitem der größere Theil der Würdenträger und Adeligen hingerichtet werden, und was würde dann aus dem Hofe werden?! Aber etwas Gutes bewirkt jenes Gesetz doch immer, denn wenn ein Adeliger seinen Umgang mit einer Sklavin der Gefahr der Entdeckung ausgesetzt sieht, so muß er ihr die Freiheit geben, um der Strafe zu entgehen.

Da die Polygamie hier eingeführt ist, so kann jedermann so viele Frauen nehmen, als er will; bei den Adeligen hat jedoch nur eine gewisse Anzahl der Frauen Anspruch auf den rechtmäßigen Gattin-Titel, und die erste Frau behält immer Vorrechte über die nach ihr genommenen. Sie allein wohnt in dem Hause ihres Gemahles, es wird ihr größere Achtung erwiesen, und auch ihre Kinder haben den Vorzug vor jenen der übrigen Frauen. Letztere wohnen jede einzeln in eigenen Häuschen, gleich den Nebenweibern. Der König kann zwölf rechtmäßige Gattinnen nehmen, die aber alle aus den höchsten Familien sein müssen. Die regierende Königin, eben so wie deren Schwester und Töchter, haben das Recht ihre Gatten zu verabschieden und neue zu nehmen, so oft es ihnen beliebt.

Unser Frühstück war eben zu Ende und ich hatte mich in mein Zimmerchen zurückgezogen, als Herr Lam-

bert kam, um mir zu melden, daß uns die Königin zur Vorstellung oder Audienz rufen ließe. Diese Ehre wird den Fremden gewöhnlich erst acht oder zehn Tage nach ihrer Ankunft bewilligt; die Königin schien aber Herrn Lambert vor allen Europäern, welche ihren Hof bisher besucht hatten, auszeichnen zu wollen, und so ward uns schon am vierten Tage das Glück zu Theil, vor ihrer hohen Person erscheinen zu dürfen.

Alle diese Ehrenbezeigungen und Auszeichnungen überraschten Herrn Lambert sehr. Schon auf Mauritius hatte er mir gesagt, daß er an dem Hofe der Königin zwar sehr viele Freunde, aber auch einige höchst gefährliche Feinde besäße, welche seine Abwesenheit benützt haben dürften, ihn sowohl bei der Königin als auch bei dem Prinzen Rakoto auf das ärgste zu verleumden. Was mir aber Herr Lambert damals nicht vertraute und erst hier gestand, war, daß auch von einer anderen Seite versucht worden war, die Königin gegen ihn einzunehmen, und daß er in Folge dessen zu erwarten hatte, wenn nicht gerade schlecht, so doch immer mit einigem Mißtrauen empfangen zu werden.

Ich bekam bei dieser Gelegenheit den ersten wirklichen Einblick in Herrn Lambert's Pläne und Absichten, die freilich nichts weniger als geeignet waren, der Königin eine besondere Neigung für ihn einzuflößen. Als Herr Lambert im Jahre 1855 zum ersten Male

nach Tananariva kam und sah, mit welch' unerhörter Grausamkeit die Königin regierte, erwachte in ihm der Wunsch, das unglückliche Volk von dieser Tyrannin zu befreien. Es gelang ihm, die Freundschaft des Prinzen Rakoto zu erwerben, den das Elend seines Volkes ebenfalls tief berührte und der schon damals zu Herrn Lambert sagte, daß es ihm gleich sei, wer sein Volk regiere, wenn es nur gut und gerecht regiert werde.

Die beiden Männer verständigten sich bald; Herr Lambert schloß mit dem Prinzen Rakoto einen Vertrag ab, und nahm sich vor, bei der französischen oder englischen Regierung Unterstützung zu suchen.

Im Jahre 1856 ging er nach Paris, schilderte dem Kaiser in einer Privat-Audienz das namenlose Elend des Volkes auf Madagaskar und suchte ihn zu bewegen, sich dieses unglücklichen Landes anzunehmen. Aber wo blos Philanthropie und sonst keine anderen Interessen im Spiele sind, da ist es schwierig die Theilnahme einer europäischen Regierung zu erregen. Die Audienz blieb ohne Erfolg, eben so jene, welche Herr Lambert in demselben Jahre in London bei dem Premier-Minister Lord Clarendon nahm, und anstatt Vortheile durch diese Schritte zu erlangen, erwuchsen daraus für Herrn Lambert nur Schwierigkeiten und Hindernisse.

Die englische Missions-Gesellschaft erfuhr nämlich alles, was Herr Lambert in Bezug auf Madagaskar

gethan hatte. Sie befürchtete, daß, wenn Frankreich die Insel in Besitz nähme, die römisch-katholische Religion allein eingeführt und erlaubt werden dürfte — ein Unglück, das natürlich für die Bewohner viel größer wäre, als jenes von einem so grausamen Weibe regiert zu werden, wie die Königin Ranavola, das nach Laune mit Menschenleben spielt und sie opfert. Die Gesellschaft faßte deshalb den edlen Entschluß, Herrn Lambert auf alle Art entgegenzuarbeiten und sandte sogleich einen ihrer Auserwählten, den Missionär Herrn William Ellis, nach Tananariva, um der Königin mitzutheilen, was Herr Lambert gegen sie unternommen habe.

Herr William Ellis bewies leider bei dieser Gelegenheit, daß auch englische Missionäre, wenn es sich darum handelt, irgend etwas durchzusetzen, verstehen, Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit bei Seite zu lassen und sich jesuitischer Kunstgriffe zu bedienen.

Die ganze Reise des Herrn Ellis bestand, wie meine Leser sehen werden, aus einem Gewebe von „Unwahrheiten" (um nicht Lügen zu sagen) und von Erfindungen.

In Mauritius, welche Insel Herr Ellis auf der Reise nach Madagaskar berührte, erzählte er, daß ihn die Königin Ranavola nach Tananariva berufen habe (erste Unwahrheit).

In Tananariva angelangt, sagte er der Königin, daß er von der englischen Regierung an sie gesandt

worden sei (zweite Unwahrheit), um ihr zu versichern, daß England nichts sehnlicher wünsche, als mit ihrem Lande fortwährend in demselben freundschaftlichen Verhältnisse zu stehen, wie dieß unter Georg dem Vierten der Fall gewesen war. Er theilte der Königin ferner alles mit, was Herr Lambert in Frankreich und England gegen sie unternommen habe, schilderte diesen als einen sehr gefährlichen Mann, als einen Spion der französischen Regierung und behauptete, er würde in kurzer Zeit mit französischen Truppen (dritte Unwahrheit) kommen, um die Königin zu Gunsten ihres Sohnes zu entthronen.

Hätte diesen verschiedenen Lügen noch ein edler Zweck zu Grunde gelegen, so könnte man sie mit dem ebenfalls jesuitischen Grundsatz entschuldigen: „Der Zweck heiliget die Mittel," — hier aber handelte es sich im Gegentheil darum, eine Unternehmung, die das Wohl eines ganzen Volkes betraf, ein rein christliches, menschenfreundliches Werk zu erschweren oder gar unmöglich zu machen. Eine Missions-Gesellschaft sollte die Nächstenliebe wahrlich besser verstehen, die Gebote der Religion nicht so weit vergessen und bedenken, daß sie mit Politik nichts zu schaffen hat.

Der Beruf eines Missionärs ist der schönste, den es geben kann. Nicht leicht bietet ein anderer so viel Gelegenheit, Edles und Gutes zu wirken; aber es ist

ein Unglück, daß die meisten Missionäre sich mehr um die Welthändel als um die Verbesserung der Menschen bekümmern, und statt Milde, Eintracht und Duldung zu lehren und auszuüben, ihren Anhängern nichts eifriger predigen, als jede andere Sekte zu hassen, zu verachten und wo möglich zu verfolgen. (Ich verweise meine Leser auf das, was ich schon in meinen früheren Werken über Missionäre, besonders über die englischen und nordamerikanischen, geschrieben habe.)

So kam auch Herr Ellis, anstatt mit dem Oelzweige, mit dem Schwerte nach Tananariva. Bei der Königin verrieth und verleumdete er Herrn Lambert, und dem Prinzen Rakoto hielt er eine lange Predigt über dessen unerhörtes Vergehen, sich gegen seine edle Mutter empören zu wollen. Er sagte dem Prinzen, daß der englische Hof, als er davon gehört habe, so betrübt gewesen sei, daß er Trauer angelegt habe (vierte, höchst lächerliche Unwahrheit.)

Der Prinz war so herablassend, sich diesem Manne gegenüber zu entschuldigen und erwiederte ihm, daß, wenn er seine Mutter blos in der Absicht von dem Throne zu entfernen suchte, um sich selbst hinauf zu schwingen, er (der Missionär) mit seinen Vorwürfen vollkommen Recht hätte. Dieß sei jedoch nicht der Fall und sein einziger Wunsch bestehe darin, daß der Königin nur die Macht benommen würde, Grausamkeiten zu

begehen; alles übrige gönne er ihr gerne, und für sich selbst verlange er nicht daß geringste.

Sowohl in Tananariva wie in Mauritius erzählte Herr Ellis, daß Herr Lambert den Prinzen um die Unterschrift des Kontraktes betrogen habe (fünfte Unwahrheit), der Prinz sei durchaus nicht geneigt dazu gewesen, einen Privat-Vertrag mit Herrn Lambert einzugehen; letzterer habe ihn zu einem großen Mahle geladen, betrunken gemacht und in diesem Zustande zur Unterzeichnung vermocht. Als der Prinz am folgenden Tage davon in Kenntniß gesetzt worden sei, habe ihn diese hinterlistige Handlungsweise so sehr gegen Herrn Lambert aufgebracht, daß er ihn für immer aus seiner Gegenwart verwiesen. Dieser poetischen Erdichtung fügte Herr Ellis in Mauritius noch bei, daß er Herrn Lambert nicht rathen möchte, je wieder nach Madagaskar zu gehen, denn er hätte von dem Haß und von der Verachtung sowohl der Königin wie des Prinzen Rakoto das ärgste zu befürchten.

In Tananariva erzählte mir der Prinz selbst die Geschichte von der Unterzeichnung des Vertrages. Er ließ mich denselben lesen, und gab mir die Versicherung, daß die Geschichte von der Berauschung erfunden, daß er in vollkommener Kenntniß von dem gewesen sei, was er unterzeichnet habe, und daß er diesen Schritt nicht im geringsten bereue. Ich wollte, Herr Ellis hätte

gesehen, mit welcher Erbitterung, mit welcher Verachtung der Prinz bei dieser Gelegenheit seiner gedachte.

Auch der sechsten und letzten Unwahrheit, die dieser Herr bei seiner Rückkehr von Madagaskar nach Mauritus mitbrachte, muß ich widersprechen. Er rühmte sich überall der guten Aufnahme, die er in Tananariva gefunden und der großen Gunst, in welcher er bei der Königin und bei dem Prinzen gestanden. Diese Gunst war so groß, daß er nach kaum vierwöchentlichem Aufenthalte von Tananariva fortgeschafft wurde. Er suchte um die Erlaubniß an, länger bleiben zu dürfen, und führte als Grund an, daß die Zeit des Fiebers nicht vorüber sei, daß es im Gegentheil in den Niederungen noch sehr stark herrsche, daß er Frau und Kinder habe — die Königin möge dieß berücksichtigen und ihn nicht der Gefahr des Todes aussetzen. Alles aber war umsonst, er mußte Tananariva verlassen. Die Königin war höchst aufgebracht gegen ihn, weil er mehrere Bibeln ausgetheilt, und der Prinz Rakoto, weil er Herrn Lambert so verleumdet hatte.

Doch genug von diesen Intriguen und Unwahrheiten, die leider weder der englischen Missions-Gesellschaft noch Herrn Ellis Ehre machen.

Vorstellung bei Hofe. — Das Manasina. — Der königliche Palast. — Die Hovas. — Gräuelszene aus der Regierung der Königin. — Hinrichtungen. — Das Tanguin. — Verfolgung der Christen. — Eine Reise der Königin. — Haß gegen die Europäer. — Das Grabmal des Stieres.

Unsere Vorstellung bei Hofe fand, wie oben bemerkt, am 2. Juni statt. Gegen 4 Uhr Nachmittags ließen wir uns nach dem Palaste tragen, über dessen Eingangs-Pforte ein großer vergoldeter Adler mit ausgebreiteten Flügeln schwebt. Wir überschritten die Schwelle der Etiquette gemäß zuerst mit dem rechten Fuße, und eben so jene einer zweiten Pforte, die nach einem großen Hofraume vor dem Palaste führte. Hier sahen wir die Königin, auf dem Balkon des ersten Stockwerkes sitzend; wir mußten uns in dem Hofe ihr gegenüber in einer Reihe aufstellen. Unter dem Balkon standen Soldaten, welche einige Exercitien machten, deren letztes unendlich komisch aussah — es bestand darin, daß sie den rechten Fuß plötzlich hoch aufzogen, als hätte sie die Tarantel gestochen.

Die Königin war nach der Landessitte in einen weiten seidenen Simbu gehüllt, und als Kopfschmuck

trug sie eine ungeheure goldene Krone. Obwohl sie im Schatten saß, wurde doch über ihrem Haupte ein sehr großer, hochrothseidener Schirm aufgespannt gehalten; es gehört dieß zum königlichen Prunke. Sie ist von ziemlich dunkler Hautfarbe, von kräftigem Körperbau, und obwohl bereits 75 Jahre alt, zum Unglück des armen Landes noch rüstig und munteren Geistes. Einst soll sie dem Trunke sehr ergeben gewesen sein, sie hat aber diesem Laster schon seit Jahren entsagt.

Auf der rechten Seite der Königin stand ihr Sohn, der Prinz Rakoto, auf der linken ihr Adoptiv-Sohn, der Prinz Ramboasalama; hinter ihr saßen und standen einige Nichten, Neffen, nebst anderen Verwandten männlichen und weiblichen Geschlechtes und mehrere Große des Reiches. Der Minister, der uns nach dem Palaste geführt hatte, hielt eine kurze Rede an die Königin, nach welcher wir uns dreimal verbeugen und die Worte sagen mußten: „Esaratsara tombokoë“, was so viel heißt, als: „Wir begrüßen dich bestens.“ — Sie antwortete darauf: „Esaratsara,“ das ist: „schon gut.“ Wir schwenkten uns dann links, um das Grabmal des Königs Radama, welches einige Schritte seitwärts liegt, mit denselben drei Verbeugungen zu begrüßen, worauf wir wieder auf unseren früheren Platz vor den Balkon zurückkehrten und abermals drei Verbeugungen machten. Herr Lambert hielt bei dieser

Gelegenheit ein Goldstück von 50 Franken in die Höhe und legte es in die Hand des uns begleitenden Ministers. Diese Gabe, welche jeder Fremdling, wenn er das erste Mal bei Hofe vorgestellt wird, geben muß, heißt: „Manasina"; sie braucht aber nicht aus einem Fünfzig-Frankenstücke zu bestehen, die Königin begnügt sich auch mit einem spanischen Thaler oder einem Fünf-Frankenstücke. Herr Lambert hatte übrigens schon bei der Gelegenheit des Sambas-Sambas ein Fünfzig-Frankenstück gegeben.

Nach der Ablieferung des Goldstückes fragte die Königin Herrn Lambert, ob er ihr etwas zu sagen habe oder etwas wünsche, worauf dieser mit „Nein" antwortete. Auch an mich geruhten sich ihre Majestät zu wenden und mich zu fragen, ob ich gesund sei und das Fieber nicht bekommen habe. Dem Wechselfieber entgeht der Fremde selbst in der guten Jahreszeit höchst selten. Herr Lambert bekam davon schon am zweiten Tage nach unserer Ankunft in Tananariva einen leichten Anfall und in der Folge setzte es uns beiden gar arg zu. Nach der Beantwortung dieser Frage blieben wir noch einige Minuten stehen und betrachteten uns gegenseitig — dann gingen die Verbeugungen und Begrüßungen wieder von vorne an; auch von dem Grabmale Radama's mußten wir Abschied nehmen und im Hinausgehen wurden wir abermals darauf auf-

merksam gemacht, ja nicht etwa mit dem linken Fuße die Schwelle zuerst zu überschreiten.

Auf diese Art ertheilt die stolze Königin von Madagaskar Fremdlingen Audienzen; sie dünkt sich viel zu groß und zu erhaben, Fremde gleich das erste Mal in ihre unmittelbare Nähe kommen zu lassen. Hat man das hohe Glück, ihr ganz besonders zu gefallen, so wird man später wohl in den Palast selbst eingeführt, nie aber bei der ersten Audienz.

Der königliche Palast ist ein sehr großes hölzernes Gebäude aus einem Erdgeschoße und zwei Stockwerken bestehend und mit einer ungewöhnlich hohen Bedachung versehen. Die Stockwerke sind mit breiten Gallerien umgeben. Rings um das Gebäude erheben sich hölzerne, 80 Fuß hohe Säulen, die das Dach tragen, welches zeltartig noch 40 Fuß höher steigt, und dessen Mittelpunkt auf einer Säule ruht, die nicht weniger als 120 Fuß Höhe mißt. Alle diese Säulen, jene im Mittelpunkte nicht ausgenommen, bestehen aus einem einzigen Stamm, und wenn man bedenkt, daß die Wälder, in welchen es Bäume gibt, die groß genug sind, um ähnliche Säulen zu liefern, 50 bis 60 englische Meilen von der Stadt entfernt liegen, daß die Wege durchaus ungebahnt und theilweise beinahe ungangbar sind, und daß alles ohne Beihilfe eines Lastthieres oder einer Maschine herbeigeschleppt, mit den einfachsten

Werkzeugen bearbeitet und aufgestellt wurde, so muß man die Aufführung dieses Palastes ein wahres Riesenwerk nennen, das man den Wundern der Welt beizählen könnte. Mit der Herbeischaffung der höchsten Säule allein waren 5000 Menschen beschäftigt, und zu ihrer Aufstellung benöthigte man zwölf Tage.

Alle diese Arbeiten verrichtete das Volk als Frohndienst, ohne dafür Lohn oder Kost zu bekommen. Wie man mir sagte, sind während des Baues 15.000 Menschen der schweren Arbeit und dem Mangel an Lebensmitteln erlegen. Das kümmert jedoch die Königin sehr wenig, und die halbe Bevölkerung mag zu Grunde gehen, wenn nur ihre hohen Befehle vollführt werden.

Vor dem Hauptgebäude ist ein schöner Hofraum freigelassen, um welchen mehrere hübsche Häuser stehen, alle ebenfalls von Holz. In dem Hauptgebäude selbst wohnt niemand; es enthält blos große Prunk- und Fest-Gemächer, und die eigentlichen Wohn- und Schlafzimmer der Königin befinden sich in einem der Seitengebäude, welches mit dem Palaste durch eine Gallerie in Verbindung steht.

Auf der linken Seite schließt sich an das Hauptgebäude der „silberne Palast“ an, so genannt, weil alle Kanten der Wölbungen, mit welchen dieses Gebäude verziert ist, so wie Thüren- und Fenster-Rahmen mit unzähligen silbernen Glöckchen behangen sind. Dieser Palast ist die

Residenz des Prinzen Rakoto, der ihn jedoch nur sehr selten benützt. Gewöhnlich bewohnt er sein Haus in der Stadt.

Neben dem silbernen Palaste steht das Grabmal des Königs Radama, ein ganz kleines hölzernes Häuschen ohne Fenster, welches aber eben durch den Mangel an Fenstern und dadurch, daß es auf ein Piedestal gebaut ist, den Anstrich eines Monumentes gewinnt.

Auf Madagaskar herrscht der sonderbare Gebrauch, daß, wenn ein König stirbt, man ihm seinen ganzen Schatz an Gold, Silberzeug und anderen Kostbarkeiten mit in das Grab legt. Freilich kann der Erbe den Schatz im Fall der Noth wieder beheben, und so viel ich in Erfahrung bringen konnte, soll dieß auch jedesmal geschehen sein.

Radama's Schatz wird nur auf 50.000 Piaster geschätzt, dagegen jener seines Vaters auf eine Million. Der Schatz oder das Vermögen der jetzt regierenden Königin beläuft sich, wie man mir sagte, auf 5 bis 600.000 Thaler, und ihre jährlichen Einkünfte betragen 30 bis 40.000 Thaler. Letztere Summe kann sie beinahe ohne den geringsten Abzug ihrem Schatze beifügen, da sie weder für ihre Regierung noch für ihre Person irgend eine Ausgabe zu machen hat; denn was die Regierung anbelangt, so muß das Volk alle Dienste umsonst leisten, sowie jede Staatsausgabe auf dasselbe vertheilt wird,

und was die königliche Person betrifft, so ist sie Eigenthümerin des Landes und besitzt eine Unzahl von Sklaven, die für alle Bedürfnisse ihres Haushaltes zu sorgen haben. Selbst die Kleider, welche sie trägt, sind zum größten Theile aus Stoffen verfertigt, die im Lande selbst erzeugt und von ihren Sklaven und Sklavinnen gewebt und verarbeitet werden.

Unter den Eingeborenen soll es in Tananariva einige geben, welche ein Vermögen von mehr als 100.000 Thalern besitzen; sie halten aber ihren Reichthum geheim, denn bekäme die Königin Nachricht von dem Vorhandensein eines solchen Schatzes, so könnte leicht die Lust in ihr erwachen, denselben zu heben. Der ganze Reichthum der Insel an baarem Golde wird auf höchstens 3,000.000 Thaler geschätzt. Den Schatz, den die Königin besitzt, gönne ich ihr gerne; aber das größte Glück für Madagaskar's Bevölkerung wäre es, wenn er recht bald begraben würde, natürlich in Gesellschaft ihrer eigenen hohen Person. Sie ist unstreitig eines der grausamsten und stolzesten Weiber auf dem ganzen Erdenrunde, und ihre Geschichte liefert nichts als Gräuelthaten und Blutscenen. Gering gerechnet verlieren auf Madagaskar jährlich zwischen 20 und 30.000 Menschen ihr Leben, theils durch Hinrichtungen und Vergiftungen, theils durch vorsetzlich auferlegte harte Arbeiten, durch Kriege u. s. w. — Wenn die

Regierung dieses Weibes noch lange dauert, so wird die schöne Insel am Ende ganz entvölkert; schon jetzt soll die Bevölkerung um die Hälfte geringer sein, als sie es zu König Radama's Zeiten war, und Tausende von Dörfern sind bereits spurlos von der Erde verschwunden.

Hinrichtungen und Metzeleien finden oft im großen statt und treffen hauptsächlich die Seklaven, welche der Königin am verhaßtesten zu sein scheinen; aber auch mit den Malegaschen und den übrigen Nationen geht sie nicht viel glimpflicher um, und die einzige Race, die einigermaßen Gnade in ihren Augen findet, ist, wie bereits bemerkt, die der Hovas, aus welcher sie selbst stammt.

Einst waren die Hovas von allen Völkern Madagaskar's das am meisten verachtete und verabscheute; man betrachtete sie ungefähr so, wie in Indien die Paria's. Erst unter dem König Radama, und besonders unter der jetzigen Königin, hat sich dieses Volk hervorgethan und durch Tapferkeit, Intelligenz und Ehrgeiz den ersten Platz errungen. Leider ist es aber dadurch nicht edler geworden, und seine guten Eigenschaften werden von den schlechten stark überwogen, ja, wie mir Herr Laborde sagte, vereinigt der Hova sämmtliche Laster aller Völker der Insel. Lüge, Betrug und Verstellung sind bei ihm nicht nur herrschende, sondern so hochgeschätzte Laster, daß er sie seinen Kindern so

früh als möglich beizubringen sucht. Unter sich leben die Hova's in immerwährendem Mißtrauen, und Freundschaft gehört bei ihnen zu den unmöglichen Dingen. Was ihre Schlauheit und List anbelangt, so soll sie das Unglaubliche leisten, und der geübteste Diplomat Europa's könnte bei ihnen noch in die Schule gehen.

Die Hovas sind malaischen Ursprungs und unstreitig minder häßlich als die übrigen Völker Madagaskar's; ihre Züge haben weniger von dem Negertypus und sind selbst besser geformt als jene der Malaien auf Java und in dem indischen Archipel; ihr Körper ist größer und stärker gebaut. Die Haut spielt in alle Farben, vom Oliven-gelben bis in das Dunkel-rothbraune. Manche sind sehr licht; dagegen bemerkte ich viele, besonders unter den Soldaten, deren Hautfarbe so stark in das Röthliche geht, daß ich sie viel eher für Rothhäute gehalten hätte, als die Indianer-Nordamerika's, die man mit diesem Namen bezeichnet. Augen und Haare haben sie schwarz, letztere lang und wollig gekraust.

Aber selbst die Hovas, das Lieblingsvolk der Königin, werden mit eiserner blutiger Hand regiert und wenngleich nicht zu Hunderten und Tausenden hingerichtet, wie die übrigen Nationen, so doch auch für ganz unbedeutende Verbrechen mit dem Tode bestraft.

Blut und immer Blut, das ist der Wahlspruch der Königin Ranavola, und es scheint diesem bösen Weibe

wohl jeder Tag verloren, an welchem es nicht wenigstens ein halbes Dutzend Todesurtheile unterzeichnen kann.

Damit meine Leser besser die Königin kennen lernen, deren sich die englische Missions-Gesellschaft in ihrer Nächstenliebe so warm angenommen hat, welcher der Missionär Herr Ellis das Wort zu sprechen wagte und die er auf dem Thron zu erhalten suchte, will ich einige der vielen Gräuelscenen anführen, welche auf ihren Befehl über das unglückliche Land verhängt worden sind, und von denen die erste allein genügen würde, den Namen Ranavola für ewig zu brandmarken.

Im Jahre 1831, zu einer Zeit, da das Heer noch gut geschult und die von dem König Radama eingeführte Disciplin noch nicht ganz vergessen war, eroberte die Königin einen großen Theil der östlichen Küste, deren Hauptbevölkerung aus Seklaven besteht. Sie befahl allen Männern des besiegten Landes, an einen bestimmten Ort zu kommen, um ihr zu huldigen. Als die Leute, 25.000 an der Zahl, versammelt waren, wurde ihnen befohlen, die Waffen niederzulegen, worauf man sie auf einen großen Platz führte und ganz mit Militär umstellte. Hier mußten sie niederknien, um auf diese Art ihre Unterwürfigkeit zu bezeugen; kaum war dieß jedoch geschehen, so fielen die Soldaten über die Unglücklichen her und metzelten sie alle nieder. Ihre Weiber und Kinder wurden als Sklaven verkauft.

Solches Loos trifft die Besiegten; aber viel besser ist jenes der Unterthanen auch nicht.

So wurde z. B. im Jahre 1837 der Königin von ihren Ministern berichtet, daß es unter dem Volke sehr viele Zauberer, Diebe, Grabesschänder und andere Verbrecher gäbe. Die Königin ließ sogleich einen Kabar (Gerichtssitzung) von sieben Wochen ausschreiben und zu gleicher Zeit dem Volke verkünden, daß sie allen jenen Verbrechern, die sich selbst angäben, das Leben schenken, dagegen jene, die dieß nicht thäten, mit dem Tode bestrafen würde. Es ergab sich eine Totalsumme von nahe an 1600 Personen; ungefähr 1500 hatten sich dem Gerichte freiwillig überliefert, 96 waren denuncirt worden. Von diesen 96 wurden 14 verbrannt, und die übrigen 82 theils über einen hohen Felsen gestürzt, der innerhalb des Stadtgebietes von Tananariva liegt und schon Tausenden das Leben gekostet hat, theils in eine Grube geworfen und mit kochendem Wasser übergossen, theils durch die Lanze hingerichtet oder vergiftet. Einige wurden geköpft, mehreren wurde ein Glied nach dem andern abgeschnitten; der qualvollste Tod aber traf den letzten, den man in eine Matte derart einnähte, daß nur der Kopf frei blieb — er mußte bei lebendigem Leibe verfaulen.

Diejenigen, welche sich selbst angegeben hatten, wurden zwar dem königlichen Versprechen gemäß nicht hingerichtet; allein es erging ihnen noch viel schlechter,

als den zum Tode Verurtheilten. Die Königin erklärte, daß es zu gefährlich sei, eine so große Anzahl von Verbrechern freizugeben, und daß man sie jedenfalls wenigstens unschädlich machen müsse. Sie ließ ihnen schwere Eisen um den Hals und um die Handgelenke schmieden, und je vier bis fünf der Unglücklichen mittelst 18 Zoll langer und sehr dicker eisernen Stangen an einander schmieden. Nach dieser Operation waren sie frei, das heißt, sie konnten hingehen wo sie hin wollten; nur gab es überall Wächter, die strenge darauf zu sehen hatten, daß keines der Eisen losgefeilt würde. Starb einer von der Gruppe, so mußte ihm der Kopf abgeschnitten werden, um den Körper von dem Halseisen befreien zu können, und die Eisen des Verstorbenen blieben den noch Lebenden zur Last, so daß diese am Ende sich kaum mehr von dem Platze schleppen konnten und unter dem schweren Gewichte jämmerlich zu Grunde gingen.

Im Jahre 1855 fiel es einigen Leuten in der Provinz Vonizonga unglücklicher Weise ein, zu behaupten, daß sie ein Mittel entdeckt hätten, die Hand eines Diebes wenn er dieselbe nach etwas ausstrecke, unsichtbarer Weise zu befestigen, so daß er sie nicht bewegen und nicht von der Stelle kommen könne. Als die Königin davon hörte, befahl sie die Leute strenge zu bestrafen, denn wie sie meinte, könnte sie selbst einmal in diese Provinz kommen, und durch ähnliche Hexereien ge-

tödtet werden. Zweihundert Personen wurden gefangen genommen und zum Tanguin verurtheilt, wovon 180 starben.

Das Tanguin (Vergiftung) wird sehr häufig und über Leute jeden Standes, über den Hoch-Adeligen wie über den Sklaven verhängt; es genügt dazu der bloßen Beschuldigung irgend eines Verbrechens. Jederman kann den Ankläger machen; er braucht keine Beweise vorzubringen. Das einzige, was er zu thun hat, ist 28½ Thaler zu erlegen. Dem Beschuldigten wird nicht erlaubt, sich zu vertheidigen; er muß sich der Probe des Giftes unterwerfen. Kommt er mit dem Leben davon, so gibt man ihm ein Drittheil des erlegten Geldes, das zweite Drittheil gehört der Königin und das dritte wird dem Ankläger zurückgegeben. Stirbt der Beschuldigte, so erhält der Ankläger sein Geld zurück, weil in diesem Falle seine Anklage als richtig betrachtet wird.

Die Vergiftung geschieht auf folgende Art: das Gift kommt von dem Kerne einer Frucht, welche die Größe eines Pfirsiches hat und auf dem Baume Tanguinia veneniflora wächst. Dem Verurtheilten wird von dem L a m p i - t a n g u i n e (so heißt derjenige, welcher das Gift eingibt) der Tag bestimmt, an welchem er es zu nehmen hat. Er darf schon 48 Stunden vor dem festgesetzten Tage nur sehr wenig, und in den letzten 24 Stunden gar keine Nahrung zu sich nehmen.

Seine Verwandten begleiten ihn zu dem Giftmischer. Hier muß er sich entkleiden und schwören, zu keiner Zauberei Zuflucht genommen zu haben. Der Lampi-tanguine schabt dann mittelst eines Messers so viel Pulver von dem Kerne, als er für nöthig hält. Bevor er dem Beschuldigten das Gift eingibt, fragt er ihn, ob er sein Verbrechen eingestehen wolle, was dieser jedoch nie thut, da er das Gift dennoch einnehmen müßte. Der Lampi-tanguine legt das Gift auf drei Stückchen Haut, die aus dem Rücken eines fetten Huhnes geschnitten und ungefähr zollgroß sind, rollt sie zusammen und heißt den Beschuldigten sie verschlucken.

In früheren Zeiten starben beinahe alle, die dieses Gift nahmen, unter den heftigsten Schmerzen und Zuckungen; seit ungefähr zehn Jahren ist aber jenen, die nicht von der Königin selbst zum Tanguin verurtheilt werden, erlaubt, folgendes Mittel dagegen anzuwenden: Sobald der Beschuldigte das Gift genommen hat, geben ihm seine Verwandten Reiswasser in solcher Menge zu trinken, daß oft der ganze Körper anschwillt, wodurch gewöhnlich ein schnelles heftiges Erbrechen bewirkt wird. Hat der Vergiftete das Glück, nicht nur das Gift, sondern auch die drei Häutchen, und zwar letztere unversehrt zu erbrechen, so wird er für schuldlos erklärt, und seine Verwandten bringen ihn im größten Triumphe unter Jubel und Gesang nach Hause. Bleibt aber eines

der Häutchen zurück, oder ist es beschädigt, so rettet er nicht das Leben — er wird in diesem Falle durch die Lanze oder auf eine andere Art getödtet.

Einer von den Adeligen, die häufig unser Haus besuchten, war vor mehreren Jahren dazu verurtheilt worden, das Tanguin zu nehmen. Er erbrach glücklicher Weise das Gift und die drei Häutchen, alle drei vollkommen unversehrt. Sein Bruder lief eilig zu der Gattin, ihr dieses freudige Ereigniß zu verkünden, und die Arme wurde davon so ergriffen, daß sie besinnungslos zu Boden sank. So viel Gefühl bei einer der hiesigen Frauen zu finden, kam mir ganz unerwartet, und ich wollte es kaum glauben. Da erfuhr ich aber, daß, wenn ihr Mann gestorben wäre, man sie eine Hexe genannt und wahrscheinlich auch zum Tanguin verurtheilt hätte — die heftige Gefühls-Aufregung war daher wohl mehr eine Folge der Freude über die eigene Rettung, als über die des Gatten. Während meiner Anwesenheit in Tananariva starben einem Weibe plötzlich mehrere Kinder. Man beschuldigte es, seine Kinder durch Zauberei getödtet zu haben, und verurtheilte die Mutter zum Tanguin. Die Unglückliche erbrach zwar das Gift und auch zwei der Häutchen, das dritte kam jedoch nicht zum Vorschein. Sie wurde daher ohne Barmherzigkeit getödtet.

Wie schon früher bemerkt wurde, hat die Königin gleich bei dem Antritte ihrer Regierung das Christen-

thum, welches unter König Radama in Madagaskar eingeführt worden war, auf das strengste unterdrückt. Dessenungeachtet soll es noch ziemlich viel Christen auf dieser Insel geben, die natürlich ihren Glauben so geheim als möglich halten. Trotz aller angewandten Vorsichtsmaßregeln wurde aber dennoch vor ungefähr sechs Jahren in Tananariva eine ganze kleine Gemeinde verrathen und aufgegriffen. Die Königin ließ vier von den Unglücklichen verbrennen — eine Strafe, die gewöhnlich nur über Adelige, Offiziere und Soldaten verhängt wird — vierzehn über den hohen Fels stürzen und viele andere zu Tode prügeln. Von den übrigen wurden die Adeligen ihrer Titel und Würden entsetzt, die Nichtadeligen als Sklaven verkauft. Die aufgefundenen Bibeln verbrannte man öffentlich auf dem großen Marktplatze.

Eine der geringsten Strafen, zu welchen die Königin ihre Unterthanen verurtheilt, ist, sie als Sklaven verkaufen zu lassen. Folgende Fälle mögen beweisen, mit welcher Leichtigkeit dieß geschieht.

Einst hatte sie spanische Thaler schmelzen und daraus silberne Schüsseln verfertigen lassen. Als man diese ihr brachte, war sie mit der Arbeit nicht ganz zufrieden, berief die Silber- und Goldschmiede nach dem Palaste und trug ihnen auf, eine bessere Arbeit zu liefern. Die guten Leute thaten ihr möglichstes und

brachten zu ihrem Unglück schönere Schüsseln zu Stande, als das erste Mal. Die Königin war damit zufrieden, lobte sie und als Belohnung — befahl sie, die ganze Zunft als Sklaven zu verkaufen, auch jene, die an der Arbeit gar nicht betheiligt gewesen waren, und zwar aus dem Grunde, weil sie nicht gleich das erste Mal so schöne Schüsseln geliefert hatten, als sie es zu thun im Stande waren.

Ein anderes Mal verloren viele Personen ihre Freiheit in Folge eines Sterbefalles in der königlichen Familie. Wenn ein Adeliger aus was immer für einer Kaste stirbt, hat die vierte Kaste die Verpflichtung, ihm das Sterbetuch überzuwerfen und den Leichnam in das Grab zu senken. Der Verstorbene war aber in Ungnade gefallen und von der Stadt verbannt gewesen, auch wurde vom Hofe keine Trauer für ihn angelegt. Unter diesen Umständen befürchteten die Adeligen der vierten Kaste der Königin zu mißfallen, wenn sie dem Todten die letzte Ehre erwiesen und überließen dieß Leuten aus dem Volke. Kaum aber wurde die Königin davon unterrichtet, so verurtheilte sie die ganze Kaste zu einer Strafe von 400 Thalern und ließ aus ihr 126 Personen, darunter Weiber und Kinder, als Sklaven verkaufen.

Oft gerathen sämmtliche Bewohner eines Dorfes in Sklaverei, blos weil sie von dem Fleische eines ge-

stohlenen Ochsen genossen haben. Der Diebstahl eines Ochsen wird nämlich mit dem Tode bestraft; gehört aber der gestohlene Ochs der Königin, so wird nicht nur der Dieb hingerichtet, sondern alle Leute, welche von dem Fleische des Ochsen gegessen haben, werden als Sklaven verkauft, und da man sich nicht die Mühe gibt zu untersuchen, wer dieß gethan oder unterlassen hat, so trifft die Strafe, wie gesagt, die ganze Ortschaft, in welcher der Ochs verkauft und geschlachtet wurde. Nur das Kind an der Mutterbrust wird verschont, weil man voraussetzt, daß ein Säugling kein Fleisch ißt.

Ein nicht geringeres Verbrechen von Seite der Unterthanen ist es, zu Wohlhabenheit und Reichthum zu gelangen, und es zieht ihnen dieß, sobald es bekannt wird, die größten Verfolgungen zu. Erfährt die Königin z. B., daß eine Ortschaft etwas reich an Vieh, an Reis oder anderen Dingen geworden ist (von Geld kann natürlich bei Dorfbewohnern nicht die Rede sein), so stellt sie den Leuten irgend eine Aufgabe, die sie nicht vollbringen können; sie fordert von ihnen, so und soviel Holz oder Steine oder sonstige Gegenstände in einer bestimmten Zeit nach einem bestimmten Orte zu schaffen. Die Quantität der Gegenstände ist aber so groß und die zu ihrer Herbeischaffung angewiesene Zeit so kurz, daß die Leute bei dem besten Willen und mit größter Anstrengung damit nicht zu Stande kommen können.

So werden sie dann zu Geldstrafen von einigen hundert Thalern verurtheilt, und da sie diese nicht besitzen, müssen sie ihr Vieh, ihren Reis, ihre Sklaven, ja häufig sich selbst verkaufen.

Einzelne Reiche werden mitunter auf folgende Art ausgeplündert: Ein Tsitialenga (so heißt derjenige, der nicht lügt) geht von Soldaten begleitet in das Haus des ausersehenen Opfers; hier pflanzt er seine Lanze in den Boden, beschuldigt das Haupt der Familie irgend eines Vergehens gegen die Regierung, eines ausgestoßenen Schimpfwortes gegen die Königin, oder sonst eines Verbrechens, nimmt den Beschuldigten gefangen und führt ihn vor den Richter. Verliert er den Prozeß, so wird seine ganze Habe konfiscirt, gewinnt er ihn, so geht sein halbes Besitzthum auf Bestechungen und andere Kosten auf, denn obgleich Madagaskar ein halbwildes Land ist, so verstehen die Richter ihr Geschäft dennoch eben so gut, wie ihre Kollegen in manchen der civilisirten Staaten Europa's.

Doch mit Hinrichtungen, Vergiftungen, Sklaverei, Beraubungen und anderen Strafen ist bei weitem noch nicht alles abgethan; was Bosheit und Grausamkeit anbelangt, ist der Scharfsinn der Königin Ranavola unerschöpflich. So hat sie denn auch andere Mittel ersonnen, die armselige Bevölkerung zu verdünnen oder noch mehr in das Elend zu bringen.

Eines dieser Mittel, welches von Zeit zu Zeit angewendet wird, ist eine Reise der Königin.

Beispielsweise begab sich die Königin im Jahre 1845 nach der Provinz Manerinerina, um sich vorgeblich mit Büffel-Treibjagden zu unterhalten. Auf dieser Reise begleiteten sie mehr als 50.000 Personen; alle Adeligen, alle Offiziere aus naher und weiter Umgebung von Tananariva hatte sie dazu eingeladen, und damit der Zug recht pomphaft erscheine, mußte jeder seine sämmtlichen Diener und Sklaven mitnehmen. 10.000 Soldaten marschirten mit, nicht viel weniger Träger, und 1200 Mann gingen stets eine Tagreise voraus, um die Wege breiter zu machen und auszubessern. Auch die Bewohner der Dörfer, an welchen die Königin vorüber kam, wurden nicht verschont, und von jeder Ortschaft mußte wenigstens ein Theil der Einwohner mit Weibern und Kindern dem Zuge folgen. Viele aus dem Volke wurden gleich den Wegmachern vorangeschickt, um das Nachtquartier der Königin zu bereiten — eine nicht geringe Arbeit, da die Häuser oder Zelte, welche für die königliche Familie bestimmt waren, von einem hohen Erdwalle umgeben werden mußten, damit Ihre hohe Majestät nicht etwa während der Nacht von Feinden überfallen und ihrem geliebten Volke geraubt würde.

Da die erhabene menschenfreundliche Frau bei einer solchen Reise nur für ihren eigenen Unterhalt Vorsorge

trifft und ihren Begleitern nichts anderes gibt als die Erlaubniß, sich von den Lebensmitteln zu ernähren, die jeder selbst mitbringt (vorausgesetzt, daß er dieß kann), so tritt unter den Soldaten, dem Volke und den Sklaven nur zu bald Hungersnoth ein. Dieß war auch bei jener Reise der Fall, und in den vier Monaten, welche sie währte, sollen an 10.000 Menschen, darunter besonders viele Weiber und Kinder, erlegen sein. Selbst der größte Theil der Adeligen litt die härtesten Entbehrungen, denn wo es noch einigen Reis gab, wurde er zu einem so hohen Preise verkauft, daß ihn nur die Reichsten und Vornehmsten bezahlen konnten.

In den ersten Jahren der Regierung der Königin Ranavola, als sie sich noch nicht fest genug auf dem Throne fühlen mochte, um ihre Grausamkeit an den eigenen Unterthanen auszuüben, war ihr Haß hauptsächlich gegen die Nachkommen des Königs Radama und gegen die Europäer gerichtet. Was letztere anbelangt, so hielt sie häufig Berathschlagungen mit ihren Ministern und anderen hohen Würdenträgern über die Mittel, diese verwünschte Race ferne von ihrem Lande zu halten. Wie mir Herr Laborde erzählte, sollen bei dieser Gelegenheit die aberwitzigsten und lächerlichsten Vorschläge an's Tageslicht gekommen sein. Einer der hochweisen Räthe z. B. äußerte den Gedanken, eine sehr hohe starke Mauer im Meere rings um Madagaskar

aufzuführen, damit sich kein Schiff einem der Hafenplätze nähern könne. Ein zweiter schlug der Königin vor, riesige Scheren machen zu lassen und auf den Wegen, welche von den verschiedenen Hafenplätzen nach der Hauptstadt führen, aufzustellen; käme ein Europäer, so klappte man die Schere in dem Augenblicke, in welchem er über sie schritte, zusammen, und der kühne Wagehals wäre entzwei geschnitten. Ein dritter, nicht minder klug, rieth der Königin, eine Maschine mit einer großen eisernen Platte erfinden zu lassen, an welcher die feindlichen Kanonenkugeln abprallend, auf die Schiffe zurückgeworfen und letzteren dadurch verderblich würden.

Alle diese Vorschläge wurden von Ihrer Majestät mit vielem Beifall, mit großem Lob aufgenommen; man berieth sich darüber in der hohen Versammlung tage- und wochenlang — leider kam aber nichts zur Ausführung.

Noch muß ich einer rührenden Scene erwähnen, welche die englische Missions-Gesellschaft wohl nicht ermangeln wird, sollte sie es nicht bereits gethan haben, sehr zu Gunsten der Königin Ranavola auszulegen.

Die Königin liebt nichts so sehr als Kämpfe zwischen Stieren, und diese edle Unterhaltung findet häufig in dem schönen großen Hofraum vor dem Palast statt. Unter den gehörnten Kämpfern hat sie gar manche Lieblinge; sie erkundigt sich jeden Tag nach deren Wohlsein

und trägt Sorge für sie, wie unsere europäischen Damen für ihre Schooßhündchen; wie zuweilen auch diesen gilt ihr das Wohl ihres vierfüßigen Lieblings bei weitem mehr, als das ihrer Freunde und Diener.

Einst in einem Gefechte fiel einer dieser Lieblinge und noch dazu der meist bevorzugte — die arme Königin war untröstlich über diesen Verlust. Bisher hatte niemand sie weinen gesehen. Es betraf sie in ihrem Leben wohl manches Unglück, denn sie hat ihre Eltern, ihren Mann, einige Kinder, Brüder und Schwestern verloren. Was sind aber diese alle im Vergleich zu ihrem Lieblingsstier?! — Sie weinte bitterlich, und lange, lange vermochte sie sich nicht zu trösten. Das Thier wurde mit all' den Ehren begraben, welche einem Großen des Reiches zukommen; man hüllte es in viele Simbus, überdeckte es mit einem großen, weißen Tuche und Marschälle mußten es zu Grabe tragen. Die Marschälle bewiesen bei dieser Gelegenheit, daß die Race der Hofleute auch in Madagaskar gedeiht — sie waren stolz auf diese Auszeichnung und rühmen sich ihrer noch heutzutage. Zwei große Steine wurden auf das Grab gesetzt zum Andenken des geliebten Verblichenen, und man sagt, daß die Königin seiner noch immer mit Wehmuth gedenke.

Dieses Grabmal liegt in der inneren Stadt; ich sah es selbst, und auch ich gedachte mit Wehmuth, aber

nicht des todten Stieres, sondern des unglücklichen Volkes, das unter dem blutigen Drucke dieser Königin schmachtet, und des nicht minder unglücklichen Sektenhasses, der eine christliche Gesellschaft so weit bringen kann, ein solches Weib in Schutz zu nehmen.

Diner in Herrn Laborde's Gartenhause. — Die madagaskarischen Damen und die Pariser Moden. — Die Verschwörung. — Ein Traum. — Der Kostüme-Ball. — Die unruhige Nacht. — Konzert bei Hofe. — Der Silber-Palast. — Ein Ausflug der Königin.

Am 3., 4. und 5. Juni war ich sehr unwohl, auch bei mir zeigten sich Vorboten des bösen Madagaskar-Fiebers.

Glücklicher Weise fiel in dieser Zeit nichts Interessantes vor.

Am 6. Juni gab Herr Laborde in seinem Gartenhause, welches an dem Fuße des Hügels liegt, ein großes Diner zu Ehren des Prinzen Rakoto.

Obwohl das Essen erst um 6 Uhr angesagt war, ließen wir uns doch schon um 3 Uhr dahin tragen. Auf dem Wege kamen wir in der oberen Stadt an einer Stelle vorbei, auf welcher 19 große Kanonen (18-Pfünder) aufgestellt sind, mit den Schlünden nach der unteren Stadt, nach den Vorstädten und dem Thal gerichtet. Sie stammen aus den Zeiten des Königs Radama, der sie von den Engländern zum Geschenk erhalten hat. Sie wurden nicht in Tamatavé, sondern an der östlichen Küste in Bombetok ausgeschifft; die

Entfernung von diesem Hafenorte nach der Hauptstadt ist zwar größer als jene von Tamatavé, aber die Wege sind besser, und mehrere Tagreisen lang kann man einen Fluß benützen.

In dem Gartenhause Herrn Laborde's angelangt, suchte man uns die Zwischenzeit bis zum Mittagessen auf allerlei Art zu verkürzen, und gab uns mehrere einheimische Belustigungen zum besten, von welchen eine der beliebtesten eine Art „Fußboxen" war. Die Leute stießen sich nämlich mit den Füßen nach dem ganzen Körper und zwar so stark, daß ich jeden Augenblick glaubte, einer oder der andere müßte eine Rippe oder ein Bein gebrochen haben. Dieses zarte Spiel steht besonders während des Winters bei dem Volke in sehr hoher Gunst; es dient den Leuten dazu, sich zu erwärmen. Die kälteste Zeit ist hier vom Monat Mai bis Ende Juli, und der Thermometer fällt oft bis auf vier oder drei, ja manchmal bis auf einen Grad Reaumur. Dessenungeachtet bleibt alles grün, die Bäume entlauben sich nicht, und die Landschaften sehen so freundlich und blühend aus, wie bei uns mitten im Frühling. Die Bewohner Tananariva's lieben jedoch die Sonnenhitze, und da sie keine Mittel besitzen sich Holz zu verschaffen, und die mangelnde natürliche Wärme durch eine künstliche zu ersetzen, so nehmen sie ihre Zuflucht zu dem Fußboxen.

Die Reichen lassen durch ihre Sklaven Holz aus den entfernten Waldungen tragen und Feuer anmachen. In Herrn Laborde's Hause wurde in dem Empfangs-Zimmer vom frühen Morgen bis zum späten Abend Kohlenfeuer in einer großen Pfanne unterhalten — natürlich blieb immer die Thüre oder ein Fenster offen. Dieser Luxus kostete ihn aber jeden Tag einen Thaler — ein unendlich hoher Preis bei der großen Billigkeit aller übrigen Bedürfnisse.

Nach dem Fußboxen kamen Tänze und gymnastische Uebungen an die Reihe; auch an Musik fehlte es nicht. Der Prinz hatte sein Musikcorps vorausgesandt, das einige ganz artige Stücke ziemlich gut vortrug. Weniger Vergnügen fand ich an dem Gesang einer Schaar einheimischer Mädchen, welchen einer der bei Herrn Laborde wohnenden Missionäre Unterricht gegeben hatte.

Sie wußten eine große Anzahl von Liedern auswendig und kreischten zwar lange nicht so unangenehm, wie die Künstler, die ich bisher gehört; im Gegentheil sie sangen ziemlich richtig; es war aber doch sehr langweilig, und ich dankte immer Gott, wenn der Schlußakt kam. Kurz vor 6 Uhr erschien der Prinz in Begleitung seines Söhnleins, seiner geliebten Maria und einer Freundin der letzteren. Maria gefiel mir heute noch weniger als früher. Die Schuld lag an ihrem Anzug — sie war nämlich ganz auf europäische Art gekleidet. Diese

übertriebenen unsinnigen Moden, welche Paris in die Welt schickt, kann ich selbst an unseren Mädchen und Frauen nicht reizend finden, und sie stehen nur den wirklich schönen gut, die durch nichts entstellt werden können; wo aber natürliche Schönheit und Grazie fehlen, da werden unsere Moden geradezu barock und lächerlich — um so mehr an diesen plumpen Gestalten mit den dunklen Affengesichtern. Madame Marie mag ein ganz gutes Geschöpf sein, und ich möchte ihr in keiner Beziehung zu nahe treten; das konnte indeß nicht hindern, daß ich meine Lippen halb blutig biß, um bei ihrem Anblicke nicht laut aufzulachen. Ueber einem halben Dutzend steifer Reifröcke trug sie ein wollenes Kleid, besetzt bis zur Taille herauf mit breiten Falben und großen Bandschleifen, die aber anstatt vorne, rückwärts angebracht waren. Um die Achseln hatte sie einen französischen Shawl geschlagen, mit dessen Haltung sie nicht zurecht kommen konnte, und hinter dem wollig gekrausten Pudelkopfe auf dem Genick saß ein neckisches Rosa-Hütchen.

Ihre Freundin trug ein Musselin-Kleid und eine Haube von so veralteter Form, daß ich trotz meiner 60 Jahre nie ihresgleichen erblickte. Später erinnerte ich mich, eine ähnliche auf dem Bildnisse meiner Großmutter, die ungefähr um die Mitte des vergangenen Jahrhundertes lebte, gesehen zu haben. Die Freundin war noch viel plumper gebaut und hatte viel häßlichere

Züge als Maria, so daß ich jedesmal förmlich erschrack, wenn mein Blick auf dieses Weib fiel, dessen Aeußeres mich an einen verkleideten Kannibalen-Häuptling mahnte.

Das Mittagessen gestaltete sich überaus heiter; nie hatte ich Herrn Lambert so gut gelaunt gesehen, und der Prinz scheint es immer zu sein. Nach Tische hielten die Herren Lambert und Laborde in einem Nebenzimmer mit dem Prinzen eine kurze politische Unterredung, an welcher ich Theil nehmen durfte, und auf deren Inhalt ich später zurückkommen werde. Der Abend wurde mir leider durch den Sängerchor etwas verdorben. Das reichliche Mittagmahl schien den guten Damen ganz besondere Kräfte verliehen zu haben — sie schrieen viel stärker als vor Tische, und um den Lärm noch zu vergrößern, klaschten sie dazu mit den Händen. Einige führten auch den langweiligen malegaschischen Tanz auf, dießmal mit Begleitung des „Marovane,“ des einzigen Instrumentes, zu dessen Verfertigung sich der madagaskarische Erfindungsgeist erhoben hat. Es besteht aus einem armdicken, vier Fuß langen Bambusrohr, an welchem rings umher Fasern aufgehoben und auf kleine hölzerne Sättel gestützt sind. Sein Ton ist ungefähr wie der einer alten schlechten Zither.

Zum Schlusse tanzten die Gäste sogar, und Herr Lambert trug dazwischen einige recht hübsche Gesänge vor.

Gegen 10 Uhr Abends flüsterte mir Herr Laborde zu, eine kleine Schwäche als Folge meiner noch nicht ganz wieder hergestellten Gesundheit vorzuschützen und die Gesellschaft aufzuheben. Ich erwiederte ihm, daß dieses Recht durchaus nicht mir, sondern dem Prinzen zugehöre. Er bat mich aber, es dennoch zu thun und sagte mir, daß wichtige Ursachen zu Grunde lägen, die er mir später mittheilen werde — ich hob also die Gesellschaft auf.

Begünstigt vom schönsten Mondschein und unter der Begleitung heiterer Musik zogen wir den Hügel hinan nach unseren Wohnungen.

Hier riefen mich der Prinz Rakoto und Herr Lambert in eines der Nebenzimmer, und der Prinz erklärte mir nochmals, daß der Privat-Vertrag zwischen ihm und Herrn Lambert mit seiner vollkommenen Zustimmung abgefaßt wurde, und daß Herr Ellis ein Verleumder sei, wenn er behaupte, er (der Prinz) habe das Dokument in der Trunkenheit unterzeichnet. Er sagte mir ferner, daß Herr Lambert auf seinen Wunsch und in der Absicht wieder nach Madagaskar gekommen sei, um im Verein mit ihm und mit einem Theil des Adels und des Militärs die Königin Ranavola von dem Thron zu entfernen, jedoch ohne sie ihrer Freiheit, ihrer Reichthümer und der ihr gebührenden Ehren zu berauben.

Herr Lambert seinerseits theilte mir mit, daß

wir in dem Gartenhaus des Herrn Laborde gespeist hätten, weil man sich da über alles ruhiger besprechen konnte, daß der Aufbruch von mir ausgehen mußte, um glauben zu machen, das kleine Fest habe meiner Person gegolten, und daß wir mit lärmender Musik durch die Stadt gezogen seien, um zu zeigen, es hätte sich blos um Unterhaltung und Vergnügen gehandelt.

Er zeigte mir in dem Hause ein vollständiges kleines Arsenal von Säbeln, Dolchen, Pistolen und Flinten, um die Verschworenen zu bewaffnen, so wie auch lederne Panzerhemden, die den Lanzenstichen widerstehen sollten, und sagte mir zum Schlusse, daß jede Vorbereitung bereits getroffen und der Augenblick des Handelns ganz nahe sei, ja daß ich jede Stunde darauf gefaßt sein möge.

Ich gestehe, daß mich ein eigenthümliches Gefühl erfaßte, als ich mich so plötzlich in eine so wichtige politische Begebenheit verwickelt sah, und daß mir in dem ersten Augenblicke die verschiedenartigsten Gedanken durch den Kopf gingen. Ich konnte mir nicht verhehlen, daß bei einem Fehlschlagen der Sache mein Leben in derselben Gefahr stand, wie jenes des Herrn Lambert; denn in einem Lande wie Madagaskar, wo alles von der Willkür des Herrschers abhängt, wird auf „Schuldig oder Unschuldig" keine Rücksicht genommen. Ich war in der Gesellschaft eines der Haupt-Verschworenen

nach Tananariva gekommen und hatte einigen Versammlungen beigewohnt — mehr bedurfte es nicht, um mich als an der Verschwörung theilhaftig und eben so strafwürdig erscheinen zu lassen wie die thätigen Mitglieder.

Meine Freunde in Mauritius hatten mich freilich schon gewarnt, die Reise nicht in Herrn Lambert's Gesellschaft zu unternehmen, und aus dem, was Herr Ellis daselbst erzählte, so wie aus einzelnen Worten, welche Herrn Lambert von Zeit zu Zeit entfallen waren, konnte ich ungefähr vermuthen, um was es sich handelte; aber mein Wunsch Madagaskar kennen zu lernen, war so groß, daß er alle Furcht zum Schweigen brachte. Nun ließ sich nichts mehr ändern, und das beste was ich thun konnte, war, zum bösen Spiele gute Miene zu machen, und auf Gott zu vertrauen, der mir ja schon aus vielen gefährlichen Lagen geholfen hat.

Ich gab dem Prinzen Rakoto und Herrn Lambert meine wärmsten Wünsche zum Erfolge ihres Unternehmens, und zog mich dann in mein Zimmer zurück. Es war schon Mitternacht vorüber. Ich legte mich zu Bette und ermüdet wie ich war, schlief ich bald ein; aber während der ganzen Nacht hatte ich unruhige Träume, und unter anderen folgenden höchst sonderbaren: Ich träumte, daß die Verschwörung entdeckt worden sei, und daß die Königin Herrn Lambert und mich nach dem Palast berufen habe. Wir wurden nach

einem großen Saal gebracht und mußten da lange — lange warten. Endlich erschien die Königin mit ihrem Hofstaat, auch Prinz Rakoto war dabei; er stellte sich aber seitwärts an ein Fenster und wagte es nicht, uns anzusehen.

Einer der Minister, derselbe, der uns das erstemal nach Hofe begleitet hatte, hielt eine lange Rede, die ich trotz meiner Unkenntniß der madagaskarischen Sprache ganz gut verstand, und in welcher er Herrn Lambert seine Undankbarkeit und Verrätherei vorwarf. Ein anderer Minister nahm dann das Wort und sagte uns, daß wir zum Tanguin verurtheilt seien.

Man führte uns hierauf in ein anderes Zimmer und hier kam ein großer, in einen weiten, weißen Talar gehüllter Neger mit den bewußten Häutchen auf uns zu. Herr Lambert mußte sie zuerst nehmen, in dem Augenblicke aber, als die Reihe an mich kam, erschallte plötzlich nebenan Musik und lautes Jubelgeschrei und — ich erwachte, während wirklich auf der Straße Musik und Jubelgeschrei ertönte. Es war heller Tag. Ich warf schnell einige Kleidungsstücke über und eilte an das Hausthor, um zu sehen, was es gäbe. Zwei Männer, die zu dem Tanguin verurtheilt worden waren und glücklicher Weise das Gift sammt den drei Häutchen erbrochen hatten, wurden im Triumph von ihren Verwandten nach Hause gebracht.

Wäre ich abergläubisch, so würde ich diesen Traum und sein theilweises Zusammentreffen mit der Wirklichkeit auf weiß Gott welche Art ausgelegt haben. Glücklicher Weise bin ich es nicht, und Träume können mich nur im Schlafe beunruhigen.

8. Juni. Heute hielt der Prinz in unserem Hause einen großen Kabar, bei welchem sehr viele Adelige und Offiziere erschienen. Ueberhaupt verging nun kein Tag mehr, an welchem nicht größere oder kleinere Kabars bei uns statt hatten. Unser Haus war die Stätte der Verschwörung.

9. Juni. Großer Kostüme-Ball bei Hof zu Ehren Herrn Lambert's.

Welche Kontraste! Auf der einen Seite Verschwörung — auf der anderen Feste.

Sollte die Königin wirklich an dem Vertrage zwischen dem Prinzen Rakoto und Herrn Lambert zweifeln und von der beabsichtigten Ausführung desselben keine Ahnung haben, oder will sie die Verschworenen zu einem entscheidenden Schritt kommen lassen, um ihre Rache dann mit anscheinendem Recht auszuüben? Die Folge wird es lehren.

Obgleich sowohl Herr Lambert, wie ich, fortwährend unwohl waren, entschloßen wir uns dennoch, diesem Feste beizuwohnen.

Der Ball begann nach 1 Uhr Mittags und fand

nicht etwa in den Gemächern des Palastes, sondern vor denselben in dem großen Hofe statt, in welchem wir die Audienz gehabt hatten. Wie damals saß die Königin auf dem Balkon unter dem Schatten ihres großen Sonnenschirmes, und wir mußten vor ihr, wie vor dem Grabmale des Königs Radama die üblichen Verbeugungen wieder machen; nur ließ man uns dießmal nicht stehen, sondern wies uns bequeme Armstühle an. Nach und nach erschien das Ball-Publikum, aus Adeligen beiderlei Geschlechtes, aus Offizieren und deren Frauen, und aus den königlichen Sängerinnen und Tänzerinnen bestehend. Die Adeligen trugen verschiedene Kostüme, die Offiziere europäische Kleidung. Alle mußten viele Verbeugungen machen. Den Kostümirten wurden gleich uns Stühle angewiesen, die Uebrigen hockten sich in beliebigen Gruppen auf die Erde.

Die königlichen Tänzerinnen eröffneten den Ball mit dem langweiligen malegaschischen Tanze. Diese reizenden Geschöpfe waren von oben bis unten in weiße Simbus gehüllt, trugen auf dem Kopfe künstliche, oder vielmehr sehr unkünstliche Blumen, die wie kleine Fahnenstangen steif und gerade in die Höhe stiegen, und drängten sich so enge aneinander, daß sie wie zusammengebunden erschienen. So oft sie unter dem Balkon der Königin oder an dem Grabmal vorüberzappelten, wiederholten sie die Verbeugungen, ebenso auch am

Schlusse jedes einzelnen Tanzes. Nachdem die Tänzerinnen abgetreten waren, tanzten die Offiziere ungefähr denselben Tanz, nur in einem etwas rascheren Tempo und mit lebhafteren Bewegungen, das heißt, sie hoben die Füße ein wenig mehr in die Höhe. Jene, die Hüte oder Mützen aufhatten, schwenkten sie von Zeit zu Zeit in die Luft, und erhoben dabei ein kreischendes Geheul, das Freudengeschrei vorstellen sollte.

Auf die Offiziere folgten sechs Kinderpaare in Kostümen. Die Knaben waren in altspanischer Tracht oder als Pagen gekleidet und sahen ganz leidlich aus; die Mädchen dagegen glichen wahren Popanzen — sie trugen Kostüme aus der altfranzösischen Zeit mit hohen Steifröcken und kurzen Leibchen und hatten den Kopf mit Straußfedern, Blumen und Bändern ganz überladen. Nachdem diese kleine Affen-Gesellschaft einige Polonaisen, Schottische und Contre-Tänze, und zwar wider meine Erwartung recht gut getanzt hatte, machte sie mit tiefen Verbeugungen einer größeren Platz, von welcher ebenfalls der männliche Theil in altspanische und der weibliche in altfranzösische Tracht gekleidet war.

Alle diese verschiedenen Kostüme werden von der Königin anbefohlen, gewöhnlich nach Kupferstichen oder Bildern, die ihr zu Gesicht kommen. Die Damen fügen den königlichen Vorschriften bei, was ihnen Geschmack und Erfindungsgeist eingeben, welche beide

ganz besonders in der Zusammenstellung der Farben auf höchste Originalität Anspruch machen können. Ich will einen dieser Anzüge beschreiben, damit meine Leserinnen eine Idee davon bekommen. Das Kleid war von blauem Seiden-Atlas und unten mit einer orangefarbenen Borte besetzt, oberhalb welcher ein breiter kirschrother Atlasstreifen herumlief. Das Leibchen, ebenfalls von Atlas und mit langen Schößen versehen, erglänzte in schwefelgelber Farbe, und ein lichter hellgrüner Seiden-Shawl drapirte sich darüber. Der Kopf war derart mit steifen, plump nachgemachten Blumen, mit Straußfedern, seidenen Bändern, Glasperlen und allerlei Posamentir-Kram bedeckt, daß man von den Haaren gar nichts sah — wobei die gute Dame freilich nichts verlor — ich bedauerte sie nur der Last wegen, die sie zu tragen hatte. Aehnliche Farben-Kontraste wiesen die Anzüge der übrigen Damen auf, von welchen einige zu diesen schönen Kostümen noch eine neue Verbesserung erdacht hatten — einen hohen nach oben beinahe spitz zulaufenden Hut, ungefähr in der Art, wie sie bei den Bauern in Tirol üblich sind.

Die Tänzer-Gesellschaft, durchgehends der höheren Aristokratie angehörend, führte außer verschiedenen europäischen Tänzen, die „Sega" auf, welche die Madagaskaren für einen einheimischen Tanz ausgeben wollen, die aber von den Mauren herstammt und deren Figu-

ren, Schritte und Musik so hübsch sind, daß sie in Europa nur bekannt zu sein brauchte, um bald allgemein in die Mode zu kommen.

Mit diesem schönen Tanze war der Ball noch lange nicht zu Ende. Nach einer kurzen Zwischenpause, in welcher keine Erfrischungen gereicht wurden, trat die Elite der Gesellschaft, aus sechs Paaren bestehend, in den Hof. Die Tänzer waren der Prinz Rakoto, die Herren Laborde Vater und Sohn, zwei Minister und ein General, die Tänzerinnen durchgehends Fürstinnen und Gräfinnen. Auch diese Herren waren in altspanische Tracht gekleidet, den Prinzen ausgenommen, welcher einen so geschmackvollen Phantasie-Anzug trug, daß er darin ungescheut auf jedem europäischen Hof-Ball hätte erscheinen können. Er hatte ein Beinkleid an von dunkelblauem Tuche und mit Goldborten besetzt, dazu eine Art Waffenrock von nelkenbraunem Sammt, ebenfalls mit Goldborten und mit den feinsten Goldstickereien verziert und ein Barett von gleichem Sammt mit zwei von einer goldenen Agraffe gehaltenen Straußfedern. Der ganze Anzug saß so gut, die Stickereien waren so schön, daß ich dachte, Herr Lambert habe das Maaß des Prinzen nach Paris gebracht und die Kleider dort verfertigen lassen. Dieß war aber nicht der Fall — alles, die Stoffe ausgenommen, ist in Tananariva gemacht worden — ein Beweis, daß, wenn die Madagas-

karen nicht viel Erfindungsgeist besitzen, sie dagegen im Nachahmen ausnehmend geschickt sind.

Diese Tänzergruppe nahm sich ganz hübsch aus, denn auch die übrigen Herren und ebenso die sechs Damen waren viel kostbarer und geschmackvoller gekleidet, als deren Vorgänger. Sie führten nur europäische Tänze auf.

Den Schluß des Balles machten, wie den Anfang, die Hof-Tänzerinnen.

Das ganze Fest hatte drei Stunden gedauert, und der Königin auch nicht die geringsten Kosten verursacht. Der Tanzboden war der Hof, die Beleuchtung die Sonne, und Erfrischungen konnte jeder nehmen so viel er wollte, wenn er nach Hause kam. Glückliche Königin! Wie müssen unsere europäischen Ballgeber sie beneiden!

10. Juni. Abermaliger Lärm und Gesang auf der Straße. Ich eilte sogleich wieder an das Hausthor und sah lange Züge von Männern, welche in Körben Steine und Erde trugen. Diese Leute, 800 an der Zahl, hatte die Königin dem obersten Befehlshaber der Armee bewilligt, um für ihn ein Haus zu bauen. Sie bekamen weder Lohn noch Kost und mußten dabei noch singen und jubeln, um der Königin zu beweisen, daß sie glücklich und mit ihrem Lose zufrieden seien.

Vor einigen Tagen hatte ich ähnliche, noch viel zahlreichere Züge gesehen. Es waren gewiß 1500 Männer.

Sie trugen Holzkohlen nach der königlichen Schmiede, in welcher 1000 Arbeiter unter der Leitung Herrn Laborde's alle Gattungen Waffen verfertigen. Sowohl die Schmiede wie die Kohlenträger erhalten nicht die geringste Entschädigung, und nicht genug, daß die Königin von ihren Unterthanen alle Arbeiten umsonst fordert, müssen diese auch noch, wenn irgend eine besondere Staatsausgabe zu machen ist, das dazu nöthige Geld herbeischaffen. So im Jahre 1845, als die Königin 30.000 Gewehre aus Frankreich kommen ließ, welche 145.000 Thaler kosteten. Die ganze Summe wurde auf das Volk vertheilt; einige der Reichsten hatten bis zu 500 Thalern zu entrichten; aber auch die Aermsten mußten beisteuern, und selbst die Sklaven waren nicht ausgenommen.

11. Juni. Heute Nacht hörte ich einiges Geräusch und leise Schritte in unserem Hause. Ich wußte, daß sich die Verschworenen von hier aus während der Nacht nach dem Palaste begeben sollten. Ich horchte auf — eine wahre Grabesstille herrschte durch mehrere Stunden; dann aber plötzlich erschallte lautes Hundegebell, welchem rasche Männertritte folgten. Ich erschrack unwillkürlich und dachte, daß das Unternehmen mißglückt und die raschen Tritte jene eines der Flüchtlinge seien. In diesem Augenblicke fühlte ich, wie unendlich peinlicher es ist, sich bei einer drohenden Gefahr

unthätig und leidend zu verhalten, als selbst thätig einzugreifen und sie zu bekämpfen.

Ich wollte mein Zimmer nicht verlassen, um für den Fall, daß es ein blinder Lärm gewesen wäre, meine Schwäche nicht zu erkennen zu geben und meine Gefährten nicht aus dem Schlafe zu schrecken. Mit Geduld erwartete ich Gottes Fügung. Es fiel aber nichts weiter vor. Der Rest der Nacht verging ruhig, und den andern Morgen erfuhr ich, daß noch nichts unternommen worden, der günstige Zeitpunkt noch nicht gekommen sei.

Ich fange wirklich an zu befürchten, daß durch diese lange Zögerung alles mißlingt, um so mehr, als die Zusammenkünfte nicht sehr vorsichtig gehalten werden, da es viele Mitwisser gibt und da sich unter den dem Prinzen anscheinend ergebenen Adeligen und Offizieren sehr leicht ein Verräther finden kann. Viel Schuld mag auch an dem Prinzen selbst liegen. Wie ich bereits bemerkt habe, besitzt er sehr gute und edle Eigenschaften; aber es fehlt ihm an Entschluß und Charakter-Festigkeit, und dann ist seine Liebe zu der Königin so groß, daß ihm leicht im entscheidenden Augenblick der Muth fehlen dürfte, etwas gegen sie zu unternehmen. Er sollte aber bedenken, daß es sich ja durchaus nicht darum handelt, die Königin ihrer Freiheit, ihrer Titel, ihrer Reichthümer zu berauben, daß man ihr ja nur die Macht nehmen

will, alle diese Grausamkeiten, diese Blutthaten zu verüben, welche ihre Unterthanen in das Elend und zur Verzweiflung bringen. Der Sohn, der seine Mutter über alles liebt, über alles ehrt, und sie nur daran zu verhindern sucht, ein ganzes Land unglücklich zu machen, ist gewiß keines Vergehens schuldig. Gott stärke ihn und verleihe ihm den Muth, der Retter seines Volkes zu werden!

12. Juni. Herr Lambert bekam einen so heftigen Fieber-Anfall, daß sein Leben durch mehrere Tage in höchster Gefahr stand. Er hielt aber auch durchaus keine Diät. Sobald er sich ein wenig besser fühlte, aß er alles durcheinander, wie es ihm gerade einfiel — kalte Straßburger Pastete, Fleisch, Früchte, und trank dazu Champagner und andere Weine. Und eben so wie Herr Lambert machen es auch die übrigen Europäer, so daß es mich gar nicht wundern würde, wenn alle, die das Fieber bekommen, demselben erlägen. Während ich noch in Mauritius war, im Monate März, kam ein sehr wohlbeleibter Herr aus Tamatavé selbst an und blieb einige Tage in Herrn Lambert's Hause, um eine Gelegenheit nach Bourbon abzuwarten. Dieser Herr behauptete das Madagaskar-Fieber zu haben, und als er beim Frühstück erschien, klagte er, die ganze Nacht vom Fieber beunruhigt gewesen zu sein. Man hatte deshalb für ihn eine käftige Fleischbrühe bereitet, die ihm

sehr behagte, aber bei weitem nicht genügte, denn er aß darauf eine tüchtige Spalte einer Zucker-Melone, kostete von den andern Gerichten so viel, daß ich gewiß acht volle Tage davon hätte leben können, und beschloß das Mahl mit einer Mango-Frucht. Nicht minder emsig sprach er den verschiedenen Getränken zu, und Abends bei der Hauptmahlzeit, da hieb er erst recht ein — er griff zu, als ob er den ganzen Tag gefastet hätte.

In Tananariva hatte ich häufig Gelegenheit ähnliche Diät-Fehler zu beobachten, und wenn ich eine Bemerkung darüber machte, erhielt ich die vernünftige Antwort: „Was wollen Sie? das ist nun einmal so Sitte im Lande; die Madagaskaren behaupten, daß das Fieber sehr schwäche, und daß man die verlorenen Kräfte durch Nahrungsmittel zu ersetzen suchen müsse."

Dieser Glaube herrscht wirklich im Volke. Je kränker ein Mensch ist, desto mehr zwingt man ihn zum Essen, und wenn ein Malegasche in den letzten Zügen liegt, wird ihm der Mund noch voll Reis gestopft. Stirbt der Mensch bald darauf, so rufen die Leute ganz erstaunt aus: „Wie wunderbar! so eben hat er noch gegessen!"

Und weil dieß die dummen und rohen Madagaskaren so machen, so müssen es die vernünftigen und gebildeten Europäer nachahmen!

13. Juni. Heute wurde mir die große Ehre zu

Theil, meine Geschicklichkeit, oder besser gesagt, meine Ungeschicklichkeit auf dem Pianoforte vor der Königin zu zeigen. Herr Lambert hatte ihr nämlich, als er das erste Mal nach Tananariva gekommen war, ein Piano aus der Fabrik des Herrn Debain in Paris zum Geschenk gemacht. Es war eines jener Pianos, auf welchen man nicht blos mit den Fingern, sondern auch wie auf einer Dreh-Orgel mittelst eines Dreh-Schlüssels spielen kann.

Schon in Mauritius hatte mir Herr Lambert von dem Klavier erzählt und mir gesagt, daß die Königin noch nicht mit Fingern darauf spielen gesehen habe, und daß dieß gewiß eine große Ueberraschung für sie sein würde. In meiner Jugend war ich wohl eine ziemlich fertige Klavier-Spielerin gewesen, aber das war schon lange her. Seit mehr als 30 Jahren hatte ich die Musik gänzlich aufgegeben und alles vergessen. Wer hätte je gedacht, daß ich noch an einen Hof berufen werden würde, um ein Konzert zu geben, und gar jetzt in meinem sechzigsten Jahre, wo ich schlechter klimperte als bei uns Kinder, die kaum einige Monate Unterricht genommen haben! Allein wenn man so abenteuerlich in die weite Welt hinauszieht, kommt man gar häufig in die sonderbarsten Lagen und muß auf alles gefaßt sein.

Mit großer Mühe zwang ich meine alten steifen Finger zu einigen Skalen und Uebungen, erlernte meh-

rere leichte melodische Walzer und Tanzstücke, und so vorbereitet wagte ich es, mich dem Urtheile der strengen madagaskarischen Kunstrichter auszusetzen. Uebrigens machte mir diese Einladung große Freude, denn ich hoffte bei dieser Gelegenheit in die inneren Gemächer des Palastes eingeführt zu werden, und das unschätzbare Glück zu haben, Ihre Majestät ganz in der Nähe betrachten zu können.

Da Herr Lambert am Fieber krank lag, so begleiteten mich die beiden geistlichen Herren nach dem königlichen Palaste. Als wir in den inneren Hofraum gelangten — o bittere Enttäuschung! — da saß die Königin schon auf dem Balkon. Vorbei war es mit meinen schönen Hoffnungen, in den Palast selbst zu kommen, und nicht minder fühlte sich mein Künstlerstolz beleidigt. Ich fürchtete gleich einer Straßen-Musikantin behandelt zu werden und hier unten im Hofe spielen zu müssen.

Ganz so weit kam es zwar nicht, aber doch immer weit genug, um den großen Abstand zwischen meiner unbedeutenden Person und der allmächtigen Königin fühlbar zu machen. Dieses hochmüthige, aufgeblasene Weib scheint im Ernste zu glauben, ein außerordentliches Wesen und über alle anderen Menschen erhaben zu sein und meint seiner Würde etwas zu vergeben, wenn es einem Fremden gestattet würde, in seine unmittelbare Nähe zu treten. Blos mit Herrn Lambert, als er

vor zwei Jahren das erste Mal in Tananariva war, hat die Königin eine Ausnahme gemacht, und ihm nicht nur den Zutritt in das Innere des Palastes gestattet, sondern ihn sogar der Ehre gewürdigt, sie auf einer kleinen Reise begleiten zu dürfen.

Man wies uns zu ebener Erde in die Gallerie des Silber-Palastes, wohin man bereits Stühle für uns gebracht hatte. Die breite Thüre, welche nach dem Hofe führte, wurde ganz geöffnet, das Piano herbeigetragen und gerade unter der Thüre derart aufgestellt, daß die Königin von ihrem Balkon auf die Tasten sehen konnte.

Während dieser Vorbereitungen hatte ich Gelegenheit den Empfangssaal im Silber-Palaste, welcher, wie sich meine Leser erinnern werden, dem Prinzen Rakoto gehört, genauer zu besehen. Er ist groß und hoch, und ganz auf europäische Art eingerichtet. Die Möbel sind reich, aber nicht überladen und mit Geschmack aufgestellt. Der madagaskarischen Sitte gemäß stand auch in diesem Saale ein Bett, zwar ein echt königliches Bett, an welchem es weder an Gold noch Seidenstoffen fehlte, und in dem, wie man mir versicherte, noch niemand geschlafen hatte; aber für europäische Augen ist es immer störend, in einem Empfangs-Saale ein ähnliches Möbel zu sehen.

Noch störender aber fand ich die an den Wänden dieses Saales angebrachten Zeichnungen und Malereien,

kostbare Produkte einheimischer Künstler: Offiziere in rothen Uniformen, Frauengestalten in europäischen Kleidern vorstellend. Ich wußte wirklich nicht, was ich an diesen Fresken mehr bewundern sollte, die Zeichnung oder die Malerei. Erstere war so steif und hölzern, wie nicht einmal auf den schlechtesten chinesischen Bildern, letztere ein solches Chaos der grellsten schreiendsten Farben ohne Licht und Schatten neben- und durcheinander geschmiert, daß ich nie geglaubt hätte, je etwas ähnliches zu Gesicht zu bekommen. Am komischsten aber nahm sich eine landschaftliche Zugabe aus — kleine Bäumchen, welche zwischen den Figuren standen. Da letztere nur Brustbilder waren und der geniale Künstler dennoch zeigen wollte, daß die Bäume der Erde entsproßten, so hatte er von dem Gürtel der einen Person zu jenem der andern einen grünen Streif gezogen, der den Boden vorstellen sollte, wodurch der Mann wohl ganz unabsichtlicher Weise noch den höchst wundervollen Effekt schuf, daß es schien, als wären die Leute bis an den halben Leib begraben. Aus dem grünen Streifen stieg eine braune Linie, der Stamm des Bäumchens, kerzengerade bis zu der Achsel der Figuren, in welcher Höhe einige grüne Flecken die Blätterkrone anschaulich machen sollten.

Ich war noch ganz in die Betrachtung dieser Kunst-Schöpfungen verloren, als mich einer der Herrn Missio-

näre darauf aufmerksam machte, daß das Piano bereits aufgestellt sei, und daß ich das Konzert beginnen könne. Ehe ich dieß that, mußte ich der Königin das übliche Manasina zeigen, und es in die Hände eines Offiziers übergeben. Das Manasina wird nämlich jedem Fremdlinge nicht nur bei seiner ersten Vorstellung bei Hofe abgefordert, sondern auch so oft er irgend ein königliches Gebäude zum ersten Male betritt. Dieß war mein Fall in dem Silber-Palaste; ich fand es aber höchst überflüssig, gleich Herrn Lambert ein Fünfzigfrankenstück zu geben, und beschränkte meine Großmuth auf einen Thaler.

Nun setzte ich mich an das Pianoforte und spielte ein kleines Präludium, um die guten Eigenschaften meines Instrumentes kennen zu lernen; wie wurde mir aber zu Muthe, als ich es so verstimmt fand, daß auch nicht ein Ton richtig war, und als ich bemerkte, daß viele von den Tasten auch dem stärksten Drucke ein energisches Schweigen entgegensetzten! Ich mußte sie erst heben, drücken, daraufschlagen, kurz alle denkbaren Mittel anwenden, um sie in Gang zu bringen. Auf einem solchen Instrumente sollte ich ein Konzert geben! — Doch wahre Künstlergröße setzt sich über alles hinaus, und begeistert von dem Gedanken, mein Talent vor einem so kunstsinnigen Publikum zu zeigen, machte ich die holperigsten Rouladen über die ganze Klaviatur, hieb aus

Leibeskräften auf die störrigen Tasten und spielte ohne Sinn und Zusammenhang den ersten Theil eines Walzers, den zweiten eines Marsches, kurz alles, was mir gerade in das Gedächtniß kam. Ich hatte dafür aber auch die große Genugthuung, allgemeine Anerkennung meines Talentes zu finden, und mit dem besonderen Beifall und dem Dank Ihrer Majestät belohnt zu werden. Ja, der Prinz Rakoto gab mir die schmeichelhafte Versicherung, daß alle Stücke, vorzüglich aber meine Walzer, der Königin sehr gut gefallen hätten, und daß sie mir nächstens die Ehre erweisen würde, mich bei sich selbst, in dem Palaste spielen zu lassen. Wäre die unglückliche Verschwörung nicht dazwischen gekommen, so hätte ich vielleicht gar das Glück gehabt, Hof- und Leib-Pianistin Ihrer Majestät der Königin von Madagaskar zu werden!

Noch an demselben Tage sandte mir Ihre Majestät als Zeichen allerhöchst ihrer Huld und Gewogenheit eine Menge fetten Geflügels und einen großen Korb voll Eier.

Am 17. Juni machte die hohe Frau einen Ausflug nach einem ihrer nahen Lustschlösser, welches am Fuße des Hügels auf einer Insel in der Mitte eines großen Teiches liegt. So oft die Königin Ausflüge macht, müssen sie alle Offiziere, Adeligen und die in Tananariva ansäßigen Europäer begleiten. Ich hätte

gerne an dieser Parthie Theil genommen; da aber die Königin wußte, daß Herr Lambert noch sehr krank lag, wollte sie ihm keinen seiner Pfleger entziehen; es wurde daher niemand von uns eingeladen. Der Zug ging knapp an unserem Hause vorüber, und wir mußten uns alle, Herrn Lambert ausgenommen, an dem Thore aufstellen, um Ihrer Majestät unsere Verbeugungen zu machen.

Es scheint, daß in diesem Lande jedes Fest ein eigenthümliches Gepräge von Starrheit und Absonderlichkeit haben muß, so auch diese Ausflüge, bei welchen es den die Königin begleitenden Herren vorgeschrieben ist, in türkischer oder arabischer Tracht mit dem Turban zu erscheinen. Diese Kostüme stehen übrigens den Eingeborenen viel besser als die spanischen, obwohl sie als Türken gleichfalls bemüht waren, mit ihrem unübertrefflichen Geschmack gar manches Schöne zu verderben. Frauen nehmen an solchen Ausflügen selten Theil und jene, welche daran Theil nehmen, sind in Simbus gehüllt. Auch die Königin war in einen weiten seidenen Simbu eingeschlagen, hatte aber dabei die große Krone auf dem Haupte. Ohne diese zeigt sie sich nie den Augen ihrer Unterthanen, und es würde mich sehr Wunder nehmen, wenn sie Nachts im Bette nicht wenigstens eine kleine goldene Krone trüge.

Sie blieb den ganzen Tag in dem Schlößchen, und

kehrte erst kurz vor Sonnen-Untergang nach der Stadt zurück. Das Volk hat an diesen Ausflügen auch in so ferne Theil zu nehmen, daß es sich auf die Straßen drängen muß, durch welche der Zug geht. Viele, um ihre besondere Ergebenheit zu bezeigen, schließen sich demselben an.

Der verunglückte Staatsstreich. — Prinz Ramboasalama. — Der Pas de deux. — Entdeckung der Verschwörung. — Tod des Fürsten Razakaratrino. — Unabhängigkeit der madagaskarischen Frauen. — Anfang der Gefangenschaft. — Ein Kabar. — Verfolgung der Christen. — Die Uebergabe der Geschenke.

20. Juni. Heute endlich sollte der große Tag der Entscheidung sein.

Herr Lambert war so ziemlich von dem Fieber hergestellt, man wollte daher nicht länger zögern und diese Nacht den beabsichtigten Staatsstreich in Ausführung bringen.

Die beiden Missionäre, welche scheinbar keinen Antheil an der Revolution haben sollten, gingen Morgens nach einer der Besitzungen des Herrn Laborde, die 30 englische Meilen von der Stadt entfernt liegt. Auch mich wollte man dahin senden; aber ich zog es vor, in Tananariva zu bleiben, denn ich dachte, bei einem Mißlingen des Streiches würde man meinen Kopf überall zu finden wissen, und wäre ich auch 100 Meilen von der Stadt entfernt.

Der Plan, welchen die Verschworenen ausgedacht hatten, war folgender: der Prinz sollte um 8 Uhr Abends

mit den Herren Lambert, Marius, Laborde und dessen Sohne in dem Gartenhause des Herrn Laborde speisen, und dahin sollten auch alle Nachrichten von den übrigen Theilnehmern der Verschwörung gebracht werden, um zu wissen, ob alles in der besprochenen Ordnung und jeder auf dem ihm angewiesenen Platze sei. Nach aufgehobener Tafel, um 11 Uhr Nachts, würden sich die Herren, wie von einem Feste kommend, unter Begleitung der Musik nach der oberen Stadt nach Hause begeben, und jeder hätte sich bis 2 Uhr Nachts ruhig in seiner Wohnung zu verhalten; um 2 Uhr aber sollten sämmtliche Verschworene in aller Stille nach dem Palaste schleichen, dessen Eingänge der Chef der Armee, Fürst Raharo mit ergebenen Offzieren besetzt haben und offen halten würde, sich in dem großen Hofe vor den von der Königin bewohnten Gemächern versammeln, und auf ein gegebenes Zeichen mit lauter Stimme den Prinzen Rakoto zum König ausrufen. Die neuen Minister, welche von dem Prinzen bereits ernannt worden waren, hätten dann der Königin zu erklären, daß dieß der Wille der Adeligen, des Militärs und des Volkes sei, und zu gleicher Zeit sollte Kanonen-Donner von den Wällen des königlichen Palastes dem Volke die Regierungs-Veränderung und seine Befreiung von der blutigen Herrschaft der Königin verkünden.

Leider kam dieser Plan nicht zur Ausführung; er scheiterte an der Feigheit oder Treulosigkeit des Chefs der Armee, des Fürsten Raharo. Noch als die Herren bei Tische saßen, erhielten sie von diesem die Hiobspost, daß es ihm in Folge unvorhergesehener Hindernisse nicht möglich gewesen sei, den Palast ausschließend mit verläßlichen Offizieren zu besetzen, und daß er daher die Thore diese Nacht nicht offen halten könne; man müsse eine günstigere Gelegenheit abwarten. Vergebens sandte der Prinz Posten über Posten an ihn; er war zu nichts zu bewegen.

Schon im Jahre 1856 hatte sich der Prinz Rakoto an die Spitze einer ähnlichen Verschwörung gegen die Königin gestellt, schon damals waren bereits Nacht und Stunde zur Ausführung bestimmt, und ebenso wie dieses Mal scheiterte alles an dem plötzlichen Zurücktreten des Chefs der Armee. Es ist möglich, daß Feigheit dabei im Spiele ist, daß der Mann im entscheidenden Augenblicke den Muth verliert; ich würde aber eher glauben, daß er in die Verschwörung nur zum Scheine eingeht, in der Wirklichkeit jedoch eine Kreatur der Königin, des Premier-Ministers Rainizoharo und, wie ich am meisten befürchte, des Adoptiv-Sohnes der Königin, des Prinzen Ramboasalama ist.

Dieser Prinz, Sohn einer der Schwestern der Königin Ranavola, wurde von letzterer schon vor vielen

Jahren adoptirt, als sie selbst keinen Sohn hatte und ihres ziemlich vorgerückten Alters halber nicht leicht hoffen konnte, noch Nachkommenschaft zu bekommen. Sie betrachtete den Prinzen als ihren natürlichen Erben und erklärte ihn mit allen üblichen Förmlichkeiten zu ihrem Nachfolger. Bald darauf ward sie wider Erwarten Mutter und gebar den Prinzen Rakoto. Man sagt, daß sie zwar in der Folge den Prinzen Ramboasalama der Thronfolge entsetzt und ihren eigenen Sohn zum direkten Nachfolger ernannt habe; wie jedoch viele behaupten, soll dieß nicht mit den üblichen Förmlichkeiten geschehen sein. Es ist daher sehr zu befürchten, daß es nach dem Absterben der Königin zwischen den Partheien der beiden Prinzen zu großen blutigen Zwisten kommt, und daß am Ende jene des Prinzen Ramboasalama die Oberhand behält. Dieser Prinz ist viel älter, und hat natürlicher Weise viel mehr Erfahrung als Prinz Rakoto. Er soll auch sehr verständig, unternehmend, von festem Charakter, zwar nicht so gutmüthig und menschenfreundlich wie Rakoto, aber auch bei weitem nicht so grausam und blutdürstig sein, als die Königin.

So viel ich nach dem, was man mir sagte, beurtheilen kann, scheint er sich schon eine mächtige Parthei gebildet und sich des größten Theiles der Adeligen durch viele Zugeständnisse und besonders dadurch ver-

sichert zu haben, daß er durchaus nicht mit der Aufhebung der Sklaverei einverstanden ist, während Prinz Rakoto gerade diese im Sinne hat und überhaupt sehr die Vorrechte der Großen beschränken will.

Diese Gründe allein sollten genügend sein, um eine oder die andere der europäischen Mächte zu vermögen, sich des Prinzen Rakoto anzunehmen; aber die europäischen Regierungen nehmen sich immer nur jener Dinge an, die ihnen einen sichtbaren, augenscheinlichen Nutzen bringen. Aus bloßer Philanthropie etwas zu thun, davon sind sie weit entfernt.

Die Verschwörung ist leider so zu sagen ein öffentliches Geheimniß geworden. Alle Welt weiß darum, selbst in das Volk sind Gerüchte von der beabsichtigten Regierungs-Veränderung gedrungen, und nur die Königin allein soll, wie man uns versichert, nichts ahnen von dem, was um sie vorgeht. Ich kann es nicht glauben. Man versichert uns freilich, daß es niemand wagen könne, den Prinzen bei der Königin anzuklagen, weil jeder ganz gut wisse, daß die Königin in diesem Falle ihren Sohn sogleich vor sich berufen und ihm die Beschuldigung bekannt machen, daß letzterer natürlich alles läugnen, und daß der Angeber als Verräther betrachtet und hingerichtet würde. Dieß mag der Fall sein; aber die Ergebenen und Günstlinge der Königin können den Namen des Prinzen ganz bei Seite gelassen

und blos die Herren Lambert und Laborde oder einige der übrigen Verschworenen angegeben haben. Und Ergebene und Günstlinge hat die Königin trotz ihres egoistischen und grausamen Charakters in großer Menge; sie weiß sich dieselben unter den einflußreichsten Großen des Landes zu verschaffen, obgleich sie ihnen nicht den geringsten Gehalt gibt. Sie macht ihnen Ländereien und Sklaven zum Geschenk oder, was noch von größerem Werth ist, sie weist ihnen unter dem Titel: „Aides de camp“ Hunderte von Leuten zu, welche alle Dienste gleich Sklaven zu verrichten haben und dafür weder Lohn noch Kost erhalten. So hat der gegenwärtige Chef der Armee, der Fürst Raharo, 800 solcher Aides de camp beständig zu seinem Befehle; sein Vater, der ebenfalls Chef der Armee war, hatte deren gar 1500.

21. Juni. Heute sagte uns der Prinz Rakoto, daß seine Mutter Herrn Lambert, sobald dessen Gesundheit hergestellt wäre, nebst mir in dem inneren Palaste empfangen werde, und daß sie sehr wünsche, uns beide zusammen tanzen zu sehen. Ein besonderes Vergnügen würde es ihr gewähren, wenn wir ihr irgend einen, ihr noch unbekannten Tanz zeigen wollten, deren wir als Europäer gewiß gar manche wüßten. Ihre Majestät erfreut sich in der That herrlicher Gedanken! Erst stempelt sie mich zur Konzertgeberin, jetzt soll ich Ballet-Tänzerin werden, und am Ende vielleicht gar

noch Tanz-Lehrerin — ich, die ich in meiner Jugend schon wenig vom Tanzen hielt und selbst immer die größte Mühe hatte, die gehörigen Schritte und Figuren im Gedächnisse zu behalten. Und Herr Lambert! — Welche Zumuthung für diesen noch jungen Mann, mit mir beinahe sechzigjährigen Frau einen Pas de deux aufzuführen! — Wir hatten auch beide keineswegs im Sinne, uns dieser lächerlichen Laune zu fügen, und da Herr Lambert gerade diesen Morgen wieder sehr fieberkrank geworden war und ich ebenfalls einen erneuerten Anfall dieser bösen Krankheit erlitt, so diente vor der Hand unser Unwohlsein zur Entschuldigung.

22. Juni. Heute bekamen wir sehr traurige Nachrichten. Die Königin hat von der Verschwörung Kenntniß erhalten. Wie uns unsere Freunde sagen, sucht man sie jedoch von der wahren Spur abzubringen und will ihr glauben machen, daß das Volk einen Regierungswechsel wünsche. Man soll ihr keine Namen von Einzelnen verrathen, sondern vorgegeben haben, daß jener Wunsch im allgemeinen unter dem Volke ausgesprochen worden sei.

Unsere Freunde mögen so gethan haben; aber unsere Feinde, deren Herr Lambert, wie ich schon früher bemerkte, in ziemlicher Anzahl besitzt, werden nicht dieselben Rücksichten beobachten, und gewiß ist leider, daß die Königin schon seit einiger Zeit Herrn Lambert im Verdacht hatte, denn sie äußerte heute

gegen ihren Sohn, daß sie, als Herr Lambert so schwer am Fieber darnieder lag, das Sikidy (Orakel) befragt hätte, ob er etwas Böses gegen sie vorhabe, und wenn dem so wäre, ob er an dem Fieber sterben werde. Der Ausspruch des Sikidy sei gewesen, daß Herr Lambert, sollte er etwas Böses gegen die Königin vorhaben, dem Fieber jedenfalls erliegen würde. Da dieß nun nicht der Fall gewesen, d. h. er nicht gestorben sei, so könne er, wie sie meinte, auch nichts Böses gegen sie im Sinne haben.

Ist dieß die Wahrheit oder spricht die schlaue Frau nur so, in der Absicht, vielleicht dem Prinzen selbst etwas zu entlocken? Und wenn es auch die Wahrheit ist, kann sie das Orakel nicht zu wiederholten Malen befragen und kann dieses nicht eines schönen Morgens eine andere Antwort geben?

Auf jeden Fall ist, so viel ich glaube, unsere Sache verloren, und Gott weiß, was die Königin gegen uns ausbrüten mag! Das sind die Folgen von dem Zaudern des Prinzen, von seiner Unentschlossenheit! — Doch schon einige Male ist mir der Gedanke gekommen, und besonders das Benehmen des Fürsten Raharo läßt mich vermuthen, daß Verräther den Prinzen umgeben, die in alle seine Pläne scheinbar eingehen, aber blos um Kenntniß von ihnen zu erlangen und die Königin davon zu unterrichten, und daß man ihm vielleicht wie einem

Kinde sein Steckenpferd läßt, aber stets von vorne herein die nöthigen Maßregeln trifft, dem prinzlichen Spiele, wenn es zu weit gehen sollte, Einhalt zu thun.

27. Juni. Diese Nacht starb der Marschall Fürst Razakaratrino, Schwager der Königin. Der Tod dieses großen Herrn wird mir Gelegenheit geben, manches Neue und Interessante zu sehen, denn die Beerdigung einer so hohen Person geht auf Madagaskar mit den größten Feierlichkeiten vor sich. Der Körper wird, nachdem er gewaschen ist, in rothe, aus einheimischer Seide gewobene Simbu's gehüllt, deren Zahl oft auf mehrere hundert steigt, und von welchen jeder wenigstens zehn Piaster kosten muß, gewöhnlich aber viel theurer ist. So eingehüllt wird die Leiche in eine Art Sarg gelegt und in dem festlich ausgeschmückten Haupt-Gemache des Hauses unter einem Baldachin, ebenfalls von rother Seide, aufgestellt. Ringsumher kauern Sklaven, so nahe als möglich an einander gedrängt, und zum Zeichen der Trauer die Haare aufgelöst und die Köpfe ganz vorgebeugt; jeder von ihnen ist mit einer Klappe versehen, um die Fliegen und Musquito's von dem Verstorbenen abzuwehren. Diese kurzweilige Beschäftigung dauert Tag und Nacht fort, und da man eine so hohe Person oft erst nach einigen Wochen zu Grabe bringt, so werden die Sklaven stets abgelöst.

Während die Leiche unter dem Baldachin aus-

gesetzt ist, kommen Abgeordnete aus allen Kasten des Adels und aus allen Bezirken des Landes in Begleitung großer Züge von Dienern und Sklaven, um in ihren eigenen, ihrer Freunde und des Volkes Namen Beileids-Bezeugungen abzustatten. Jeder der Abgeordneten bringt, je nach seinem Vermögen und je nach dem Range und der Beliebtheit des Verstorbenen, eine kleinere oder größere Gabe an Geld mit, von einem halben bis zu 50 und mehr Thalern. Herr Laborde z. B. gab dieses Mal 20 Thaler in Geld und einen Simbu im Werthe von 25 Thalern. Diese Geschenke nimmt der nächste Verwandte des Verstorbenen in Empfang, und sie dienen zur Bestreitung der Beerdigungskosten, die sich oft sehr hoch belaufen, denn außer dem Ankaufe der vielen Simbus muß auch eine große Menge Ochsen geschlachtet werden. Sämmtliche Besucher und Abgeordnete verweilen nämlich bis an den Tag des Begräbnisses und werden sammt ihren Dienern und Sklaven auf Kosten der Erben ernährt. Währt die Aussetzung der Leiche einige Wochen, und ist die Zahl der Gäste groß, so kann man sich denken, was da verzehrt wird, um so mehr, als die Madagaskaren, Herren wie Sklaven, sobald es nicht auf eigene Kosten geht, zu den stärksten Essern der Welt zählen. So wurden, als der letzte Befehlshaber des Heeres, der Vater des Fürsten Raharo, starb, nicht weniger als 1500 Ochsen geschlach-

tet und verzehrt. Dieser Mann stand aber auch in der besonderen Gunst der Königin, und seine Leichenfeier soll eine der glänzendsten seit Menschengedenken gewesen sein. Er blieb drei Wochen lang ausgesetzt, und aus den entferntesten Gegenden des Reiches strömte Jung und Alt herbei, ihm die letzte Ehre zu erweisen.

Was die Eßkunst der Madagaskaren anbelangt, so wurde mir erzählt, daß vier Eingeborene einen ganzen Ochsen in Zeit von 24 Stunden aufzehren können und nach einer solchen Herkules-Mahlzeit so leicht davon gehen, als hätten sie gerade nur den nothdürftigsten Hunger gestillt. Ich kann freilich meinen Lesern die Wahrhaftigkeit dieser Angabe nicht verbürgen, da ich nie Zeuge davon gewesen bin, und wenn ich die großen fetten Ochsen betrachte, welche bei ähnlichen Gelegenheiten geopfert werden, kommt mir die Heldenthat jedenfalls etwas übertrieben vor.

So eßgierig die Eingeborenen sind, wenn sie Gelegenheit dazu haben, so ertragen sie andererseits gleich den Wilden mit bewunderungswürdiger Geduld den größten Mangel, und können sich wochenlange von einer kleinen Portion Reis und einigen dünnen Streifen getrockneten Fleisches ernähren.

Wenn der Leichnam aus dem Hause getragen wird, müssen vor der Thüre einige getödtete Ochsen liegen, und die Leichenträger über deren Rücken schreiten.

Die Dauer der Aussetzung, so wie die Zeit der Trauer, werden von der Königin nach Belieben bestimmt; für diesen Marschall hatte sie erstere auf 4, letztere auf 10 Tage angesetzt. Wäre er ein näherer Verwandter der Königin, ein Bruder oder Onkel oder einer ihrer bevorzugten Günstlinge gewesen, so hätte man ihn nicht unter 10 bis 14 Tagen bestatten dürfen, und die Trauer wäre wenigstens auf 20 bis 30 Tage anbefohlen worden.

Der Geruch des Körpers soll nie arg sein, da er in so viele Simbus eingeschlagen ist.

Wir gingen selbst nicht mit dem Leichenzuge, sondern sahen ihn von Herrn Laborde's Hause aus; die Begleitung war überaus zahlreich, und es gab der Adeligen und Offiziere, der Frauen, Klageweiber und Sklaven in großer Menge. Alle, vom Höchsten bis zum Niedersten, trugen als Trauer die Haare aufgelöst. Sie sahen mit diesen aufgelösten Haaren so abscheulich, so abschreckend häßlich aus, wie mir noch nichts ähnliches, selbst unter den widerwärtigsten Völkern Indiens oder Amerika's, vorgekommen ist. Besonders die Weiber, die ihre Haare länger wachsen lassen als die Männer, glichen wahren Vogelscheuchen und Furien.

In der Mitte des Zuges kam der von mehr als 30 Menschen getragene Katafalk. Wie zu den Kostümen auf den Hofbällen, mochte man wohl auch zu seiner Anfertigung irgend einen Kupferstich zu Rath gezogen

haben, denn er war ganz auf europäische Art errichtet und ausgestattet, mit dem einzigen Unterschiede, daß man ihn anstatt mit schwarzem Tuche, mit rothen und buntfarbigen Seidenstoffen überhangen hatte. Der Marschalls-Hut nebst anderen Adels- und Ehrenzeichen lag darauf, und an beiden Seiten gingen viele Sklaven mit Klappen, um die Fliegen von dem Katafalk abzuwehren.

Die Leiche wurde 30 Meilen weit nach einer Besitzung des Verstorbenen getragen, um dort begraben zu werden: ein großer Theil der Adeligen und Offiziere geleitete sie nur bis auf einige Meilen, viele jedoch trieben die Höflichkeit so weit, die ganze Reise mitzumachen.

Es gibt auf ganz Madagaskar keinen eigenen Ort, um die Todten zu beerdigen. Jene, die Grund und Boden besitzen, werden darauf bestattet, die Armen bringt man nach einem Orte, der niemanden angehört, und häufig wirft man sie hinter ein Gebüsch oder legt sie in irgend eine Vertiefung, ohne sich die Mühe zu geben, etwas Erde darüber zu werfen.

Als ich jenes wahrhaft europäische Begräbniß sah, dachte ich, wie bei vielen anderen Gelegenheiten, welch' sonderbares Land doch Madagaskar ist, wie viele grelle Widersprüche man bei diesem Volke findet. Kultur und Wildheit, Nachahmungssucht europäischer Sitten und Gebräuche von höchster Barbarei gehen hier Hand in

Hand. — Wie in Europa findet man alle Adels-Titel von dem Fürsten bis zu dem einfachen Edelmann, alle Militär-Klassen von dem Feldmarschall bis zu dem Lieutenant; viele der Vornehmen gehen häufig in europäischer Kleidung, manche sprechen und schreiben englisch oder französisch; die Reichen speisen auf Silber und besitzen schöne, geschmackvoll eingerichtete Häuser. Weitere Nachahmungen unserer europäischen Gebräuche sind: die Etiquette, mit welcher die Königin ihre Person umgibt, der ceremonielle Prunk, den sie ihrem Hofstaate zu verleihen sucht, die feierlichen Ausflüge nach den Lustschlössern, die Bälle en Costume, die großen Festessen, die Begräbnisse hochgestellter Personen u. dgl. m.

Auch was die industrielle Bildung des Volkes betrifft, so ist sie in einzelnen Zweigen ziemlich vorgeschritten und bei gehöriger Anleitung und Aufmunterung könnte sie sehr bald auf eine höhere Stufe gelangen. Wie ich bereits bemerkt habe, liefern beispielsweise die Gold- und Silberschmiede wirklich so schöne Arbeiten, daß ich sie nicht genug bewundern konnte; die Seidenweberinnen verfertigen sehr hübsche Stoffe aus einheimischer Seide, und Herr L a b o r d e in seinen verschiedenen Fabriken producirt mit inländischen Arbeitern alle Waffen, selbst kleine Kanonen, Pulver, Glas, Seife, Wachskerzen, Rhum und die feinsten Liqueure.

Nur hinsichtlich der Bildung des Geistes und des

Herzens haben die Bewohner Madagaskar's die Europäer nicht nachzuahmen gesucht, und in dieser Beziehung stehen manche der wildesten Völker, die mit Europäern noch gar nicht in Berührung gekommen sind, wie z. B. die Dayak's auf Borneo, die Alforen auf Celebes, die Antropophagen in dem Innern Sumatra's und andere, hoch über den Hovas und Malegaschen. Es ist ein trauriges Zeichen, daß die letzteren gar keine Religion, nicht den geringsten Begriff von einem Gott, von der Unsterblichkeit oder auch nur von dem Vorhandensein der Seele haben. Die Königin verehrt zwar, wie man mir sagte, einige Haus-Götzen; sie legt aber ungleich mehr Werth auf die Aussprüche des Sikidy, und als ihr einst ein Missionär von der Unsterblichkeit der Seele sprach, soll sie ihn für verrückt gehalten und ihm laut in's Gesicht gelacht haben. Dem Volke ist es erlaubt, jeden beliebigen Gegenstand zu verehren, einen Baum, einen Fluß oder Fels, nur nicht Christus. An diesen zu glauben, ist strenge untersagt. Mit Ausnahme der wenigen, welche trotz des königlichen Verbotes die christliche Religion angenommen haben, glaubt indeß der größte Theil des Volkes an gar nichts, was mich um so mehr Wunder nimmt, als einige der auf Madagaskar lebenden Racen von den Arabern und Malaien abstammen, welche Nationen schon in den frühesten Zeiten Begriffe von Gott und Religion hatten.

Wie sehr wäre es zu wünschen, daß die Regierung in die Hände des Prinzen Rakoto käme! Ich bin überzeugt, diese schönes Land würde dann in intellektueller, wie in materieller Beziehung die rascheſten Fortschritte machen.

30. Juni. Als ich in den Vereinigten Staaten Nord-Amerika's war, glaubte ich, diese Republik sei das Land, in welchem die Frauen die größte Unabhängigkeit die größte Freiheit in ihren Handlungen und Bewegungen hätten. Großer Irrthum! Hierher muß man kommen, nach Madagaskar, da führen sie ein noch ungleich freieres, ungebundeneres Leben. Von der Königin Ranavola will ich gar nicht sprechen; dieser gibt schon ihr Rang das Recht, nur den Eingebungen ihres Willens zu folgen; aber auch die anderen Frauen sind durchaus nicht solchen Anstands-Gesetzen unterworfen, wie die Europäerinnen. So kam z. B. Marie, die Geliebte des Prinzen Rakoto, mit dessen Wissen sehr häufig ganz allein in unser Haus, und zwar nicht nur, um Herrn Lambert Artigkeits-Besuche abzustatten, als er das Fieber hatte, sondern auch wenn er vollkommen wohl war. Schon einige Mal hatte sie an unserem Abendessen Theil genommen; so auch heute. Wir saßen eben bei Tische, als man ihr Söhnlein brachte. Ich hatte sie nie in kleinem Kreise mit ihrem Kinde zusammen gesehen, und da ich begierig war, die Aeußerung

ihrer Gefühle zu beobachten, so ließ ich Mutter und Kind den ganzen Abend nicht aus den Augen. Beide verhielten sich jedoch so kalt, als hätten sie sich gar nicht gekannt, viel weniger einander angehört. Als das Kind in das Zimmer trat, begrüßte es nicht einmal seine Mutter, sondern ging gleich auf den Tisch zu, wo man ihm an der Seite Herrn Lambert's Platz machte, und während des ganzen Abendessens wechselten Mutter und Kind weder Blick noch Wort, obgleich sie nur durch Herrn Lambert von einander getrennt waren.

Die Versicherungen des Herrn Laborde und der anderen auf Madagaskar lebenden Europäer, daß unter den Eingeborenen viel Liebe zwischen Eltern und Kindern herrsche, daß es aber nicht Sitte sei, selbe zur Schau zu tragen, kann ich nicht glauben, wenn ich eine solche Gleichgiltigkeit sehe. Eine Mutter, die wirklich Zuneigung zu ihrem Kinde fühlt, ist gewiß nicht im Stande, einer solchen Sitte in solchem Grade zu huldigen, und keinen Falls wird sie sich so beherrschen können, um nicht wenigstens von Zeit zu Zeit einen liebevollen Blick auf ihr Kind zu werfen. Uebrigens war die Beobachtung, die ich heute Abend machte, nicht die einzige; während der ganzen Dauer meines Aufenthaltes in Madagaskar ist mir auch nicht eine zärtliche Mutter, auch nicht ein seine Eltern liebendes Kind zu Gesicht gekommen.

2. Juli. Was wird noch aus uns werden! Die Verschwörung scheint nicht mehr ausführbar zu sein, denn seit dem Tage, an welchem der Befehlshaber der Armee sich geweigert hat, die Thore des Palastes zu öffnen, fällt einer der Verschworenen nach dem anderen ab, und Verräther und Spione umgeben uns von allen Seiten. Schon seit dem 20. Juni verkehrt beinahe niemand mehr mit uns, man betrachtet uns halb und halb als Staats-Gefangene; wir sind unter diesen Verhältnissen gezwungen, den ganzen Tag über in unseren Häuschen zu verbleiben und können es nicht wagen, einen Fuß über die Thürschwelle zu setzen.

Der sicherste Beweis, daß die Königin von der Verschwörung genau unterrichtet ist, und daß sie sich nur ihres Sohnes halber, den sie ungemein liebt, den Anschein geben will, als wisse sie nichts davon, liegt darin, daß sie vor einigen Tagen bei Todesstrafe verboten hat, gegen letzteren die geringste Beschuldigung laut werden zu lassen, oder ihr mitzutheilen.

Dieser Zug ist der ihrer Race eigenthümlichen Schlauheit und Feinheit vollkommen würdig. Nachdem sie alle nöthigen Maßregeln getroffen und sich davon überzeugt hat, daß die Macht der Verschworenen gebrochen ist, und daß ihr keine Gefahr mehr droht, sucht sie dem Volke gegenüber das Vergehen ihres Sohnes zu bemänteln.

3. Juli. Der heutige Tag brachte Jammer und Schrecken über die ganze Stadt. Am frühen Morgen wurde dem Volke verkündigt und anbefohlen, sich zu einer bestimmten Stunde auf dem Bazar einzufinden, um einem daselbst abzuhaltenden großen Kabar beizuwohnen. Eine solche Verkündigung erfüllt das Volk stets mit Angst und Entsetzen, denn es weiß aus trauriger, oft gemachter Erfahrung, daß Kabare nichts anderes bedeuten als Quälereien, Verfolgungen und Todesstrafen. Es gab ein Geheul und Lärmen, ein Fliehen und Laufen in den Straßen, als wäre die Stadt von einem feindlichen Heere überfallen worden, und im Grunde genommen, hätte man dieses glauben mögen, denn Truppen besetzten alle Ausgänge der Stadt, und die armen Leute wurden von den Soldaten mit Gewalt aus ihren Häusern und Verstecken gerissen und nach dem Bazar getrieben.

Wir Europäer, in unserem Hause verschlossen, sahen nur wenig von diesen Scenen, Herrn Laborde ausgenommen, welcher bei der Beliebtheit, die er unter allen Ständen genoß, es noch immer ungescheut wagen konnte, seinen gewohnten Beschäftigungen nachzugehen. Voll banger Erwartung harrten wir seiner Rückkehr. Er kam bleich und aufgeregt nach Hause und erzählte uns, daß dieser Kabar von allen jenen, deren Zeuge er während seines Aufenthaltes in Tananariva gewesen,

der grausamste und folgenschwerste sei. Der größte Theil der Bevölkerung der Stadt, Männer, Weiber und Kinder seien auf dem großen Platze versammelt worden, und das Fürchterlichste erwartend, habe jeder zitternd auf den königlichen Befehl gehorcht, welchen einer der Beamten mit lauter Stimme verkündigte.

Die königliche Mittheilung lautete: Die Königin habe schon lange die Vermuthung gehabt, daß es noch viele Christen unter ihrem Volke gebe. Vor einigen Tagen habe sie Gewißheit darüber erlangt und mit Entsetzen vernommen, daß deren in und um Tananariva allein mehrere Tausend lebten. Jedermann wisse, wie sehr sie diese Sekte hasse und verabscheue, wie strenge sie die Annahme dieser Religion verboten habe; da man ihre Befehle so wenig achte, werde sie alle Mittel anwenden, die Schuldigen zu entdecken und sie mit der größten Strenge zu bestrafen. Die Dauer des Kabars wurde auf 15 Tage angesetzt und dem Volke zum Schluß mitgetheilt, daß diejenigen, welche sich während dieser Zeit selbst angäben, das Leben geschenkt erhalten, jene dagegen, welche angezeigt würden, auf die schrecklichsten Todesarten gefaßt sein sollten.

Ich glaube kaum, daß nach der Erfahrung, welche die Leute in diesem halben Jahre gemacht haben, sich irgend jemand freiwillig angeben dürfte. Meine Leser werden sich des ähnlichen Falles erinnern, den ich unter

den von der Königin begangenen Grausamkeiten angeführt habe, in welchem die Unglücklichen, die sich selbst angaben, zwar dem königlichen Versprechen gemäß nicht hingerichtet, aber in schwere Ketten geschlagen wurden und kümmerlich verkamen. Und damals handelte es sich nur um Zauberei, Diebstahl, Grabesschändung und andere Verbrechen, die in den Augen der Königin viel geringer sind, als jenes, die christliche Religion angenommen zu haben. Für die unglücklichen Bekenner des Christenthums würde sie gewiß noch ungleich stärkere Qualen ersinnen.

Wer sollte es glauben, daß der Verräther, der Angeber der Christen, selbst ein Christ, und noch dazu eine Art Priester war, den die englischen Missionäre mit dem Titel: „Reverendissimus“ beehrten! Dieser erbärmliche Mensch heißt Ratsimandisa, gehört zu dem Stamme der Hovas, ist in Tananariva geboren und hat eine halb-europäische Erziehung genossen, die aber leider keinen Einfluß auf die Veredlung seines Herzens und seiner Gesinnung ausübte. In der Absicht, das Wohlwollen der Königin zu gewinnen, und auf eine große Belohnung hoffend, gab er vor, die christliche Religion nur scheinbar angenommen zu haben, um alle Christen kennen zu lernen und so der Königin Gelegenheit zu geben, sie mit einem Schlage zu vernichten. Er hatte auch wirklich ein vollständiges Namens-Ver-

zeichniß der in und um Tananariva lebenden Christen verfertigt. Glücklicher Weise kam es ihm nicht in den Sinn, eine Audienz bei der Königin zu verlangen, um ihr dieses Namens-Verzeichniß persönlich zu übergeben. Er händigte es einem der Minister ein, welcher zufällig zu der Parthei des Prinzen Rakoto gehörte und einer seiner treuesten Anhänger war. Dieser Mann wollte ein so wichtiges Dokument der Königin nicht überreichen, ohne den Prinzen erst davon in Kenntniß zu setzen. Kaum hatte letzterer dessen Inhalt gelesen, so zerriß er es in Stücke und erklärte, daß er denjenigen, der sich unterstünde, ein zweites Verzeichniß zu machen, oder es auch nur anzunehmen, um es der Regierung vorzulegen, augenblicklich hinrichten lassen würde. Dadurch wurde freilich einigen Tausenden von Christen das Leben gerettet. Sie gewannen Zeit und konnten fliehen, was auch die meisten thaten; aber in den wilden, unwirthbaren Wäldern, in welchen es ihnen allein möglich ist, sich zu verbergen, ohne Obdach, ohne Nahrungsmittel, muß die Mehrzahl der Armen dem Hunger und dem Elend erliegen.

Um ihr Unglück zu vergrößern, war gerade kurze Zeit vor dem Verrathe Ratsimandisa's ein englischer Missionär, Herr Lebrun von Mauritius, auf einige Tage nach Tamatavé gekommen und hatte von da aus an mehrere Christen in Tananariva Briefe ge-

schrieben, in welchen er sie aufforderte, dem Christenthum treu zu bleiben, und der Versicherung zu glauben, daß die Zeit der Verfolgung nicht mehr lange währen könnte, daß bald bessere Zeiten für sie kämen. Den Aermeren wurde überdieß noch Geld versprochen und, wie man mir sagte, theilweise auch gegeben. Einige dieser Briefe gelangten leider der königlichen Regierung in die Hände; andere wurden bei den Untersuchungen in den Häusern der des Christenthumes verdächtigen Personen gefunden, und da in den Schriften mehrere Namen von Christen vorkamen, an welche der Missionär durch den Empfänger des Briefes Grüße oder Botschaften sandte, so konnte man die Kompromittirten festnehmen. Die Unglücklichen wurden wie zur Zeit der Inquisition in Spanien auf alle denkbare Art gemartert und zur Angabe der ihnen bekannten Christen gebracht. Auf diese Weise gelang es der Regierung, gleich in den ersten Tagen eine ziemliche Anzahl zu verhaften.

4. Juli. Herr Lambert erlitt wieder einen Rückfall des Fiebers, und zwar einen so starken, daß wir sehr um sein Leben besorgt waren. Auch mit meiner Gesundheit geht es nicht gut; ich habe zwar keine so heftigen Anfälle des Fiebers wie Herr Lambert; allein ich kann es nicht los werden, und meine Kräfte schwinden von Tag zu Tag.

6. Juli. Schon über 200 Christen sollen in den

wenigen Tagen seit der Verkündung des Kabars theils angegeben, theils aufgespürt worden sein. Man sucht überall nach ihnen, man dringt in jedes Haus — wer nur immer des Christenthumes verdächtig ist, sei es Mann, Weib oder Kind, wird von den Soldaten aufgegriffen und nach den Gefängnissen geschleppt.

Wenn der Umsturz der Regierung nicht bald stattfindet und man dieser Megäre nicht die Macht aus den Händen reißt, bevor die angesetzten 15 Tage um sind, werden schauderhafte Gräuelthaten und Hinrichtungen stattfinden! Herr Lambert und Herr Laborde scheinen zwar trotz aller eingetretenen Hindernisse die Hoffnung nicht zu verlieren und halten den beabsichtigten Staatsstreich noch immer für ausführbar, auch ich wünschte es von ganzem Herzen, und, man möge es mir glauben, nicht so sehr, weil mein eigenes Leben dabei mit auf dem Spiele steht, als meiner zahlreichen Glaubensgenossen und des ganzen Volkes halber, welches unter der gewiß mildthätigen Regierung des Prinzen Rakoto zu einem neuen Leben erwachen würde. Aber leider kann ich die Hoffnung meiner Gefährten nicht theilen. Wie die Verhältnisse gegenwärtig stehen, sehe ich keine Möglichkeit des Gelingens. Der Oberbefehlshaber der Armee ist nicht dazu zu bringen, und hat meiner Meinung nach wohl überhaupt nie die Absicht gehabt, sein gegebenes Versprechen zu halten und den

Verschworenen die Thore des königlichen Palastes zu öffnen; die Gegner des Prinzen Rakoto gewinnen mit jedem Tage an Macht, und an eine Volks-Revolution ist nicht zu denken. Die armen Madagaskaren sind zu gedrückt und unterwürfig; sie haben noch zu viel Ehrfurcht vor der Macht der Königin, vor dem Einfluß des Adels und des Militärs, als daß man sie bewegen könnte, etwas dagegen zu unternehmen.

7. Juli. Die Königin ist davon unterrichtet worden, daß Herr Lambert einen gefährlichen Rückfall des Fiebers bekommen hat, und sie sendet fünf bis sechsmal des Tages vertraute Offiziere, aber jedesmal andere, sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Die Offiziere verlangen stets in sein Zimmer geführt zu werden und ihn zu sehen. Wahrscheinlich haben sie den Auftrag, sich zu überzeugen, ob seine Krankheit eine wirkliche oder eine scheinbare sei. Ihre Majestät scheint den Tod des Herrn Lambert nicht erwarten zu können.

Der Prinz Rakoto ist seit drei Tagen nicht mehr zu uns gekommen. Die Königin, seine Mutter, hält ihn so gut wie gefangen; sie läßt ihn nicht von ihrer Seite, unter dem Vorwand, daß ihr große Gefahr drohe, und sie seines Schutzes bedürfe. Durch diese wirklich ganz feine Politik erreicht sie einen doppelten Zweck. Auf der einen Seite läßt sie dadurch ihren Sohn als theilnahmslos an der Verschwörung erscheinen, auf der an-

deren benimmt sie ihm die Gelegenheit mit seinen Mitverschworenen in Verbindung zu treten und von diesen vielleicht zu einem entscheidenden Schritte verleitet zu werden. Auch andere Vorsichts-Maßregeln hat sie getroffen. Der Palast ist mit dreifacher Wache umgeben, niemand darf nahe an demselben vorübergehen, und in das Innere werden nur diejenigen gelassen, welche als der Königin vollkommen treu und ergeben bekannt sind.

8. Juli. Unser Gefängniß schließt sich immer enger und enger, und unsere Lage fängt an wirklich sehr kritisch zu werden. Wir haben so eben erfahren, daß seit gestern Abend ein königlicher Befehl jederman ohne Ausnahme bei Todesstrafe untersagt, unser Haus zu betreten. Herr Laborde wagt es nun auch nicht mehr, sich auf der Straße zu zeigen. Was mich sehr wundert, ist, daß man unseren Sklaven noch erlaubt, nach dem Bazar zu gehen, um die nöthigen Einkäufe zu besorgen. Ohne Zweifel wird es damit ebenfalls bald ein Ende haben, und wenn ich mich nicht irre, mag der Augenblick nicht ferne sein, wo die Königin die Maske abwerfen, uns öffentlich für Verräther erklären und unser Haus von Soldaten umgeben und vollkommen absperren lassen wird. Niemand kann wissen, was dieses Weib mit uns im Sinne hat, und im Hinblick auf ihren Charakter haben wir sicherlich nichts Gutes zu erwarten. Sind wir ein-

mal Gefangene, so kann sie uns leicht durch vergiftete Lebensmittel oder auf irgend eine andere Art aus der Welt schaffen.

Wie uns unsere Sklaven sagen, sind mehr als 800 Soldaten mit der Aufsuchung der Christen beordnet; sie durchstöbern nicht nur die ganze Stadt, sondern streifen auch 20 bis 30 Meilen weit in dem Lande umher, sollen aber glücklicher Weise nur wenig Gefangene machen. Alles flieht nach den Gebirgen und Wäldern, und zwar in solcher Anzahl, daß kleine Abtheilungen von Soldaten, welche die Fliehenden verfolgen und einzufangen suchen, von letzteren in die Flucht geschlagen werden.

9. Juli. Auch heute erhielten wir Nachrichten von der Christen-Verfolgung. Die Königin hat erfahren, daß bis jetzt verhältnißmäßig nur sehr wenige Gefangene eingebracht worden sind. Sie soll darüber auf das höchste erzürnt gewesen sein und in größter Wuth ausgerufen haben, man müsse die Eingeweide der Erde durchwühlen, Flüsse und Seen mit Netzen durchfischen, damit auch nicht einer dieser Verbrecher an den königlichen Gesetzen der Strafe entgehe! — Diese hochtrabenden Worte, die erneuerten strengen Befehle, die sie den mit der Verfolgung der Christen beauftragten Offizieren und Soldaten ertheilt, haben aber, Gott sei es gedankt, keinen großen Erfolg, und wie aufgebracht wird Ihre Majestät werden, wenn sie hört, daß es den Be-

wohnern ganzer Ortschaften gelungen ist, sich ihrem Zorne durch rechtzeitige Flucht zu entziehen! So geschah es vor wenigen Tagen in dem Dorfe Ambohitra-Biby, 9 Meilen von Tananariva. Als die Soldaten ankamen, fanden sie nichts als die leeren Hütten.

Heute Mittag wurde neuerdings ein großer Kabar auf dem Marktplatze abgehalten. Die Königin ließ dem Volke verkünden, daß alle diejenigen, welche den Christen zur Flucht behilflich oder ihnen daran nicht hinderlich wären, oder sie zu verbergen suchten, die Todesstrafe zu erleiden hätten, daß dagegen jene, welche Christen verriethen, einbrächten oder an der Flucht verhinderten, das besondere Wohlwollen der Königin gewinnen, und als Belohnung in der Folge, wenn sie selbst irgend ein Verbrechen begingen, entweder gar nicht, oder nur sehr geringe bestraft werden würden.

Auch ein Truppen-Korps von 1500 Mann wurde heute abgeschickt, und zwar nach dem Distrikte I-Valy an der Ostküste. Dieser ausgedehnte Distrikt ist von Seklaven bewohnt und nur zum Theil der Königin Ranavola unterworfen. In einem Dorfe des unabhängigen Theiles leben schon seit drei oder vier Jahren fünf atholische Missionäre, welche daselbst eine kleine Gemeinde gegründet haben. Die Königin ist darüber natürlicher Weise sehr erzürnt, um so mehr, als sie in ihrer Anmaßung, Beherrscherin der ganzen Insel zu

sein, vor einiger Zeit das Gesetz gegeben hat, daß alle jene Weißen getödtet werden sollten, welche in Madagaskar an einem Orte landeten oder wohl gar verweilten, an dem sich kein Posten von ihre Hovas-Soldaten befände. Diesem Gesetze zufolge will sie nun die Missionäre gefangen nehmen und hinrichten lassen.

Ich glaube kaum, daß die Liebe der Seklaven zu den Missionären so groß ist, daß sie deren Auslieferung verweigern und sich ihretwegen einem Kriege mit einem so mächtigen Feinde wie die Königin Ranavola aussetzen. Selbst wenn sie es thäten, wäre natürlich nicht die geringste Aussicht auf einen guten Erfolg vorhanden. Wir hegen jedoch die Hoffnung, daß die Truppen zu spät kommen und die Missionäre den Ort schon vor ihrer Ankunft verlassen haben werden, denn der Prinz Rakoto hat schon vor einiger Zeit einen zuverlässigen Boten an sie gesandt, um sie von der ihnen drohenden Gefahr zu unterrichten.

Obwohl der Prinz Rakoto noch immer so gut wie gefangen ist und uns nicht besuchen kann, so vergeht doch selten ein Tag, ohne daß wir Nachrichten von ihm erhalten, und ohne daß er uns von allem in Kenntniß setzt, was die Königin und ihre Minister gegen uns vorhaben. Der Prinz hat vertraute Sklaven, ebenso Herr Laborde. Diese begegnen sich anscheinend zufälliger Weise auf dem Bazar oder auf anderen Orten und thei-

len sich ihre gegenseitigen Botschaften mit. So ließ er uns heute sagen, die Königin habe den Befehl gegeben, an einem der folgenden Tage unser Haus zu durchsuchen, und zwar unter dem Vorwande, daß allgemein behauptet würde, es seien da entflohene Christen versteckt, in der That aber, um unsere Papiere und Schriften in Beschlag zu nehmen. Wir verbargen diese natürlich augenblicklich so gut wir konnten.

Auch haben wir erfahren, daß sich die Königin in den letzten Tagen viel mit uns beschäftigt und lange Sitzungen mit ihren Ministern gehalten hat, in welchen berathen wurde, was mit uns anzufangen sei. Nach ihrem Sinn hätte sie uns schon lange in die andere Welt geschickt; aber sechs Europäer auf einmal zu tödten, erscheint ihr doch etwas zu gewagt, und sie soll gegen ihren Premier-Minister, der gleich von Anfang an mit Enschiedenheit für unseren Tod stimmte, geäußert haben, der einzige Grund, welcher sie davon abhalte, sei dieser, daß eine solche Strenge gegen so bedeutende Personen, wie wir zu sein schienen, die Europäer veranlassen könnte, sie mit Krieg zu überziehen. (Glückliche Irrthümer! Der erste, daß sie uns für bedeutende Personen hält — der zweite, daß sie meint, einer europäischen Macht wäre an einigen Menschenleben so viel gelegen; — ja, wenn es sich noch um eine große Summe Geldes handelte!) Doch sei es wie es

wolle, unser Leben steht jedenfalls in großer Gefahr, denn es liegt in der Hand eines Weibes, das von wilden Leidenschaften beherrscht, jeden Augenblick sich hinreißen lassen kann, alle Rücksichten bei Seite zu setzen. Sollte uns das Leben geschenkt werden, so fürchte ich eine lange Gefangenschaft. Uns nur des Landes zu verweisen, genügt der Königin wohl nicht, sonst hätte sie es schon längst gethan.

10. Juli. Heute wurden plötzlich unsere Thore geöffnet und ungefähr ein Dutzend hoher Offiziere nebst vielem Gefolge traten in den Hof. Wir dachten, sie kämen, um die uns von dem Prinzen angezeigte Hausuntersuchung abzuhalten; aber zu unserem größten Erstaunen erklärten sie Herrn Lambert, daß die Königin sie sende, um die kostbaren Geschenke zu übernehmen, welche er für sie und für ihren Hof mitgebracht habe.

Herr Lambert ließ augenblicklich die Kisten herbeischaffen und auspacken. Die darin enthaltenen Gegenstände wurden je nach ihrer Bestimmung in große Körbe gelegt, welche die von den Offizieren mitgebrachten Sklaven sofort nach dem königlichen Palaste trugen. Einige der Offiziere begleiteten die Träger; die übrigen traten in unseren Empfangs-Saal, unterhielten sich wenige Augenblicke mit den Herren Lambert und Laborde und empfahlen sich dann auf das höflichste.

Bei dieser Gelegenheit sah ich selbst erst alle diese Herrlichkeiten etwas genauer.

Die Kleider, deren Herr Lambert eine große Menge für die Königin, für ihre Schwestern und andere weiblichen Verwandten mitgebracht hatte, waren wirklich sehr schön. Herr Lambert hatte sie in Paris nach den Mustern jener der Kaiserin von Frankreich von derselben Kleidermacherin, welche für die letztere arbeitet, verfertigen lassen. Es gab einzelne darunter, welche über 300 Thaler gekostet hatten. Jedem Kleide waren die dazu passenden Schärpen, Bänder, Kopfputz-Zeuge, mit einem Worte alle zu einer vollständigen Toilette gehörigen Gegenstände beigefügt.

So ausgestattet mögen sich die glücklichen Damen, welchen dieser Putz beschert ist, noch ungleich lächerlicher ausnehmen, als jene, die an dem Kostüme-Ball Theil genommen hatten. Ich sehe sie in Gedanken mit ihren plumpen Gestalten und dem entenartigen Gange in diesen tief ausgeschnittenen Staatskleidern mit langer Schleppe und kurzen Aermeln! — Und der feine, zarte Kopfputz, hinten auf der Höhe einer dieser wolligen Natur-Perücken hängend — wie neckisch und reizend! — Wahrlich, wenn Herr Lambert vorsätzlich darauf bedacht gewesen wäre, die Häßlichkeit der madagaskarischen Damen-Welt besonders herauszuheben, er hätte nichts passenderes finden können, als diese Putzsachen!

Nicht minder kostbar und zahlreich waren die Geschenke für den Prinzen Rakoto. Da gab es Uniformen, ebenso prachtvoll gemacht und mit denselben reichen Goldstickereien verziert, wie jene des Kaisers der Franzosen, Civil = Kleider von den verschiedenartigsten Stoffen, Formen und Farben, gestickte Battist=Hemden, Taschentücher, Fußbekleidung jeder Art und alle denkbaren Toilette=Gegenstände. Was aber am meisten die Bewunderung und wohl auch den Neid der versammelten Offiziere erregte, war eine reiche Pferdedecke sammt Sattel und Zubehör; die guten Leute konnten sich nicht satt daran sehen, und noch oben im Empfangs = Saale fragte mich einer von ihnen, ob in Frankreich der Kaiser allein eine so prachtvolle Pferdedecke besäße, oder ob auch die Offiziere deren hätten, — worauf ich mir den Scherz erlaubte, ihm zu erwiedern, daß nur der Kaiser allein sich einer so reichen Decke bediene, daß er sie aber, wenn sie abgenützt sei, einem seiner Lieblinge schenke, und sich eine neue machen lasse. Vielleicht schließt sich dieser Mann nun der Parthei des Prinzen an, in der Hoffnung, dessen Liebe und mit ihr in der Folge die Pferdedecke zu gewinnen.

Madagaskarische Festessen. — Kabar bei Hofe. — Der Urtheilsspruch. — Die Verbannung. — Abreise von Tananariva. — Die Militär-Eskorte. — Einige Betrachtungen über das Volk. — Ankunft in Tamatavé. — Abreise von Madagaskar. — Ein blinder Lärm. — Ankunft in Mauritius. — Schluß.

11. Juli. Gestern Abend wurde ein altes Weib bei dem Gerichte als Christin denuncirt. Man ergriff sie sogleich, und diesen Morgen — kaum vermag meine Feder niederzuschreiben, welche entsetzliche Qual die Arme erlitt — diesen Morgen schleppte man sie nach dem Marktplatze und durchsägte ihr das Rückgrat.

12. Juli. Heute Morgen wurden leider wieder in einem der Stadt nahe gelegenen Dorfe, in einer Hütte sechs Christen aufgegriffen. Die Soldaten hatten die Hütte bereits durchsucht und standen schon im Begriff sie zu verlassen, als einer von ihnen jemanden husten hörte. Sogleich wurde alles auf's neue durchsucht und in einem großen Loch, das in die Erde gegraben und oben mit Stroh überdeckt war, fand man die Unglücklichen. Was mich bei dieser Episode am meisten in Erstaunen setzte, war, daß die übrigen Bewohner des Dorfes, welche keine Christen waren, die

Verborgenen nicht verriethen, obgleich sie von dem letzten Kabar, der die Verheimlichung von Christen, die Mithilfe zu deren Flucht oder die Verhinderung ihrer Entdeckung mit dem Tode bedroht, ganz gewiß Kenntniß hatten. Ich würde bei diesem Volke wahrhaftig keinen solchen Edelmuth gesucht haben! — Leider fand er eine traurige Belohnung. Der kommandirende Offizier nahm keine Rücksicht auf diese großherzige Handlungsweise. Er hielt sich strenge an seine Befehle und ließ nicht nur die sechs Christen, sondern sämmtliche Bewohner des Dorfes — Weiber und Kinder nicht ausgenommen — gebunden nach der Stadt schleppen.

Ich fürchte, es wird ein schreckliches Blutbad geben. Die Armen mögen wohl alle hingerichtet werden, denn man wird annehmen, daß sie um das Versteck ihrer Nachbarn gewußt haben. Von der Königin dürfen sie keinesfalls Gnade erwarten; die Erfüllung von Todesurtheilen hält sie auf das strengste zu, und noch nie soll es vorgekommen sein, daß sie einem zum Tode Verurtheilten das Leben geschenkt hätte.

Der Prinz Rakoto ließ uns heute sagen, daß die Königin im Sinn habe, Herrn Lambert ein großes Festessen zu geben, zu welchem natürlich auch alle übrigen Europäer eingeladen werden würden. Was soll das bedeuten? — Seit mehr als acht Tagen behandelt man uns wie Staatsverbrecher und Gefangene, und

nun auf einmal diese große Auszeichnung! — Heitert sich der Himmel für uns auf, oder ist es eine Falle? — Ich fürchte das letztere.

Erfreut sind wir auf keine Art über diese Nachricht, denn selbst, wenn der Einladung keine böse Absicht zu Grunde liegen sollte, haben wir jedenfalls eine entsetzliche Langweile auszustehen. Je höher nämlich die Königin den Gast, den sie zu einem solchen Festessen ladet, ehren will, eine desto kolossalere Mahlzeit wird ihm vorgesetzt und desto mehr Stunden müssen an der Tafel zugebracht werden, denn auch die größere oder geringere Dauer der Zeit gehört mit zu der Auszeichnung. Als Herr Lambert das erstemal nach Tananariva kam, gab die Königin ihm zu Ehren ein solches Festessen, welches aus mehreren hundert aus allen Gegenden der Insel zusammengebrachten Gerichten bestand. Die auserlesensten Leckerbissen (natürlich für madagaskarische Gäumen) wurden aufgetischt, darunter Land- und Wasserkäfer, welch letztere für besonders wohlschmeckend gelten, Heuschrecken, Seidenwürmer und andere Insekten. Die Tafel währte über 24 Stunden, und das Merkwürdige dabei war, wie mir Herr Lambert erzählte, daß der größte Theil der eingeladenen Gäste die ganze Zeit über den verschiedenen Gerichten fortwährend zusprach. Er selbst war natürlich nicht im Stande, so lange an der Tafel zu bleiben und erhob

sich mit königlicher Erlaubniß von Zeit zu Zeit, mußte aber doch bis zu Ende verweilen.

Noch als wir in dem besten Einvernehmen mit der Königin standen, sahen wir der Einladung zu einem solchen Festessen, schon wegen des langen Sitzens allein, mit wahrem Entsetzen entgegen, um so mehr unter den jetzigen Umständen, wo dieses Mahl gar leicht unser Todten-Mahl werden kann. Erweist uns indeß die Königin diese Ehre, so bleibt uns doch nichts anderes übrig, als dieselbe anzunehmen, denn wenn Ihre Majestät uns zu tödten beabsichtigt, so können wir unserem Schicksale auf keinen Fall entgehen.

13. Juli. Diesen Morgen erhielten wir von dem Prinzen die erfreuliche Kunde, daß die fünf Missionäre von I-Baly glücklich entflohen seien. Die Königin wird wüthen, wenn sie erfährt, daß sie ihre 1500 Mann umsonst abgeschickt hat.

Man soll dieses Weib überhaupt noch niemals in so unausgesetzt böser Laune, in so oft wiederholten heftigen Zornes-Ausbrüchen gesehen haben, wie seit den letzten acht oder zehn Tagen. Das ist traurig für uns, vor der Hand aber noch viel trauriger für die armen Christen, welche sie mit einem solchen Eifer, mit einer solchen Wuth verfolgen läßt, wie dieß seit dem Antritt ihrer Regierung noch nicht geschehen ist. Beinahe täglich werden auf den Bazaren der Stadt und auf jenen

der umliegenden Dörfer Kabare abgehalten, um das Volk zur Angabe der Christen aufzufordern und ihm zu verkündigen, daß die Königin die Gewißheit habe, alles Unglück, welches je über das Land gekommen sei und noch komme, rühre nur von dieser Sekte her, und daß sie nicht eher ruhen werde, als bis der letzte der Christen vertilgt sei.

Welches große Glück war es für die so hart Verfolgten, daß das Verzeichniß ihrer Namen in die Hände des Prinzen Rakoto fiel, und daß er es vertilgte! Wäre dieß nicht geschehen, so würde es zahllose Hinrichtungen gegeben haben. So hofft man, daß trotz alles Wüthens der Königin, trotz ihrer Aufforderungen und Befehle doch vielleicht nicht mehr als 40 bis 50 Opfer fallen dürften. Viele der Großen des Reiches, viele der königlichen Beamten sind ja im geheimen selbst Christen und suchen ihren Glaubensgenossen auf alle Art zur Flucht zu verhelfen. Man hat uns versichert, daß von den 200 Christen, welche vor mehreren Tagen eingefangen worden waren, so wie von den Bewohnern des Dorfes, die man gestern nach der Stadt gebracht hat, bei weitem die meisten wieder entwischt seien.

16. Juli. Wie wir so eben erfahren, wurde gestern ein besonders großer Kabar im königlichen Palast abgehalten, der über sechs Stunden währte, und bei welchem es sehr stürmisch zugegangen sein soll. Dieser

Kabar betraf uns Europäer — es handelte sich um die Entscheidung unseres Schicksals. Nach dem gewöhnlichen Lauf der Welt sind beinahe alle unsere Freunde von dem Augenblick, als sie sahen, daß unsere Sache verloren war, von uns abgefallen, und die meisten, um den Verdacht der Theilnahme an der Verschwörung von sich abzuschütteln, drangen eifriger auf unsere Verurtheilung, als selbst unsere Feinde. Daß wir die Todesstrafe verdienten, darüber war man bald einig, und nur die Art und Weise der Beförderung in die andere Welt gab den Leuten viel Stoff zur Debatte. Die einen stimmten für öffentliche Hinrichtung auf dem Marktplatz, andere für einen nächtlichen Ueberfall unseres Hauses, wieder andere für Einladung zu dem Festessen, bei welchem man uns entweder vergiften oder auf ein gegebenes Zeichen niedermetzeln wollte.

Die Königin schwankte zwischen diesen verschiedenen Vorschlägen, hätte aber jedenfalls einen davon angenommen und ausführen lassen, wenn der Prinz Rakoto nicht unser Schutzgeist gewesen wäre. Er sprach mit aller Macht gegen die Verurtheilung zum Tode. Er warnte die Königin, sich nicht von ihrem Zorn hinreißen lassen und wies darauf hin, daß die europäischen Mächte die Ermordung von sechs so bedeutenden Personen (?), wie wir seien, gewiß nicht ungeahndet hingehen lassen würden. Noch nie soll der

Prinz der Königin gegenüber seine Meinung so heftig und bestimmt geäußert haben, wie bei dieser Gelegenheit. Wir empfingen diese Nachrichten theils, wie ich bereits gesagt habe, durch vertraute Sklaven des Prinzen, theils durch einige wenige Freunde, die uns wider Erwarten treu geblieben waren.

17. Juli. Dreizehn lange Tage währte bereits unsere Gefangenschaft — dreizehn lange Tage haben wir in der peinlichsten Ungewißheit unseres Schicksals verlebt, jeden Augenblick auf eine Entscheidung gefaßt, bei Tag und Nacht durch den geringsten fremdartigen Lärm aufgeschreckt. Es war eine abscheuliche, eine fürchterliche Zeit!

Diesen Morgen saß ich an meinem Schreibtisch; ich hatte so eben die Feder aus der Hand gelegt und dachte darüber nach, ob nun nach dem letzten Kabar die Königin wohl endlich zu einem Beschlusse gekommen sein möge. Plötzlich hörte ich eine ungewöhnliche Bewegung in dem Hofraum. Ich wollte aus meinem Zimmer, dessen Fenster nach der entgegengesetzten Seite gingen, treten, um zu sehen, was es gäbe, als mir Herr Laborde mit der Mittheilung entgegen kam, in dem Hofe werde ein großer Kabar abgehalten, und man habe uns Europäer berufen, demselben beizuwohnen.

Wir gingen hin und fanden mehr als 100 Personen — Richter, Adelige und Offiziere in einem wei-

ten Halbkreis auf Stühlen und Bänken, mitunter auch auf der Erde sitzend; eine Abtheilung Soldaten stand hinter ihnen. Einer der Offiziere empfing uns und wies uns Plätze den Richtern gegenüber an. Letztere waren in lange weiße Simbu's gehüllt, ihre Blicke ruhten finster und ernst auf uns, und Todesstille herrschte geraume Zeit. Ich gestehe, es wurde mir etwas bange, und leise flüsterte ich Herrn Laborde zu: „Ich glaube, unsere letzte Stunde hat geschlagen." — Seine Antwort war: „Ich bin auf alles gefaßt."

Endlich erhob sich einer der Minister oder Richter, und mit einer wahren Grabesstimme und einem großen Reichthum an hochtrabenden Worten sagte er ungefähr folgendes:

Das Volk habe erfahren, daß wir Republikaner und in der Absicht nach Madagaskar gekommen seien, hier eine ähnliche Regierungsform einzuführen, den Thron der geliebten Beherrscherin umzustoßen, dem Volke gleiche Rechte mit dem Adel zu geben und die Sklaverei abzuschaffen — ferner, daß wir viele Zusammenkünfte mit den der Königin wie dem Volke gleich verhaßten Christen gehabt, und selbe aufgefordert hätten, fest an ihren Glauben zu halten und auf baldige Hilfe zu vertrauen. Durch diese aufrührerischen Umtriebe sei das Volk so gegen uns aufgebracht worden, daß die Königin, um uns vor dessen Wuth zu schützen,

sich gezwungen gesehen habe, uns als Gefangene zu behandeln. Die ganze Bevölkerung von Tananariva verlange unseren Tod; aber die Königin, die noch keinem Weißen das Leben genommen, wolle es auch in diesem Fall nicht thun, obwohl die von uns begangenen Verbrechen sie vollkommen dazu berechtigten — und in ihrer Gnade und Großmuth habe sie beschlossen, die ganze Bestrafung darauf zu beschränken, uns für immer aus ihren Staaten zu verweisen. Herr Lambert, Herr Marius, die beiden anderen Europäer, die bei Herrn Laborde wohnten, und ich hätten das Stadtgebiet binnen einer Stunde zu räumen; Herr Laborde könne 24 Stunden länger verweilen, und in Rücksicht seiner früher geleisteten Dienste sei es ihm gestattet, von seinem Eigenthum alles mitzunehmen, was nicht nagelfest wäre — die Sklaven ausgenommen — diese wie seine Besitzungen an Häusern, Gütern u. s. w. fielen an die Königin zurück, deren Huld er sie zu verdanken gehabt habe. Seinem Sohne, da er mütterlicher Seits ein Eingeborener sei, und weil man seiner Jugend halber annehme, daß er an der Verschwörung nicht Theil genommen, werde es freigestellt, je nach seinem Belieben im Vaterlande zu bleiben, oder es zu verlassen. Die Königin bewillige uns eben so wie Herrn Laborde so viele Träger, als wir zur Fortschaffung unserer Personen und der uns angehörigen Gegenstände bedürften,

und zu unserer größerer Sicherheit werde sie uns bis zu unserer Einschiffung in Tamatavé von Militär begleiten lassen, und zwar von 50 Soldaten mit 20 Offizieren und einem Kommandanten. Herr Laborde bekomme eine gleiche Eskorte, habe aber stets wenigstens eine Tagreise hinter uns zu bleiben.

Trotz unserer kritischen Lage machte uns diese Rede beinahe lachen. Plötzlich hatte das Volk etwas zu bedeuten. Dieses arme Volk, das in schwereren Ketten schmachtet als die Leibeigenen in Rußland oder die Sklaven in den Vereinigten Staaten Nord-Amerika's, bekam plötzlich Einfluß auf der Königin Willen, erhielt die Freiheit einen Wunsch auszusprechen, ja sogar zu drohen! — Dem Redner ging auch das Wort „Volk" nicht sehr geläufig aus dem Munde; er versprach sich häufig und sagte statt dessen: „Königin."

Natürlicher Weise wurde uns nicht erlaubt, auch nur ein Wort zu unserer Vertheidigung oder Rechtfertigung vorzubringen. Wir dachten übrigens gar nicht daran, waren von Herzen froh, so leichten Kaufes davon zu kommen und wußten uns diese unerwartete Großmuth von Seite der Königin gar nicht zu erklären. Freilich konnten wir weder wissen noch ahnen, was uns noch alles bevorstand!

Nachdem der Kabar geschlossen worden war, stellte man Herrn Lambert die Geschenke zurück, die vor

wenigen Tagen erst abgeholt worden waren, aber nicht alle, wie wir trotz der flüchtigen Uebergabe ganz gut bemerken konnten. Die fehlenden mochten jedoch nicht von der Königin zurückbehalten, sondern wohl von den Offizieren und Beamten unterschlagen worden sein. Der Prinz Rakoto behielt das meiste; er schickte nur einige Kleinigkeiten zurück, und diese wahrscheinlich nur, um dem Wunsch der Königin anscheinend zu gehorchen.

Auch allen Offizieren und Adeligen, unter welche Herr Lambert Geschenke ausgetheilt hatte, war befohlen worden, selbe zurückzubringen; aber die hübschen Summen Geldes, die ihnen Herr Lambert gegeben, und von welchen die Königin nichts wußte, behielten sie.

Nun sollten wir in einer Stunde nicht nur unser eigenes Gepäck in Ordnung bringen und die für die Reise nöthigen Vorräthe an Lebensmitteln besorgen, sondern auch noch alle diese werthvollen Gegenstände verpacken, und wie?! Die Kisten waren zum größten Theil bereits in Stücke gebrochen worden, denn, nachdem die Königin die Geschenke so feierlich hatte abholen lassen, dachte niemand daran, daß sie dieselben zurücksenden würde.

Wir befanden uns wirklich in der größten Verlegenheit; aber es war nichts zu ändern. Herr Lambert suchte in aller Eile das kostbarste aus, und dann warfen wir bunt durcheinander in unsere Reisekoffer

und in einige der nicht zerschlagenen Kisten so viel als hineinging. In einer Stunde waren wir zum Aufbruch bereit. Glücklicher Weise nahmen es die Offiziere, Soldaten und Träger nicht so genau mit den Befehlen der Königin wie wir; sie machten ihre Vorbereitungen mit mehr Muße, und der Rest des Tages verging, ohne daß sie erschienen. Unsere Abreise erfolgte erst am folgenden Morgen, durch welche Verzögerung Herr Lambert Zeit gewann, von seinen zurückgewiesenen Geschenken noch manches einzupacken.

18. Juli. Mit wahrer und großer Freude kehrte ich einer Stadt den Rücken, in der ich so viel gelitten, und in welcher man jeden Tag von nichts als Vergiftungen und Hinrichtungen sprechen hörte. So wurden diesen Morgen einige Stunden vor unserer Abreise zehn Christen unter den grausamsten Martern hingerichtet. Auf dem ganzen Weg vom Gefängniß bis nach dem Marktplatz stießen die Soldaten mit ihren Lanzen beständig nach ihnen; auf dem Marktplatz angekommen, steinigte man sie beinahe zu Tode. Dann erst hieb man ihnen die Köpfe ab, die auf Lanzen gesteckt und zur Schau ausgestellt wurden. Die Armen sollen sich überaus standhaft benommen und unter Absingung von Hymnen den Geist aufgegeben haben.

Als wir unseren Abzug durch die Stadt hielten, kamen wir an dem Marktplatz vorüber und sahen zum

Abschied dieses schreckliche Bild. Unwillkürlich erwachte bei diesem Anblick in mir der Gedanke, daß der Großmuth eines so hinterlistigen und grausamen Weibes nicht sehr zu trauen sei, und daß vielleicht das Volk den geheimen Befehl erhalten habe, uns zu überfallen oder mit Steinwürfen zu tödten. Dieß war jedoch nicht der Fall. Die Leute strömten zwar haufenweise herbei, um uns zu sehen, viele begleiteten uns aus Neugierde sogar eine ziemliche Strecke; aber niemand erlaubte sich die geringste Beleidigung oder Beschimpfung.

Unsere Rückreise nach der Hafenstadt Tamatavé gehörte zu den unangenehmsten und beschwerlichsten — noch auf keiner meiner vielen Reisen habe ich ähnliches erlitten. Die Königin hatte es nicht gewagt, uns öffentlich hinrichten zu lassen; aber, wie wir nun deutlich erkennen konnten, war ihre Absicht, daß wir auf der Reise zu Grunde gehen sollten. Herr Lambert wie ich litten sehr am Fieber; für uns war es höchst gefährlich, längere Zeit in den Niederungen zu verweilen und die bösen Ausdünstungen der Moräste einzuathmen. Wir hätten die Reise nach Tamatavé so schnell als möglich machen und uns ungesäumt nach Mauritius einschiffen müssen, um daselbst ein besseres Klima, gute Pflege und vor allem ärztliche Hilfe zu finden, denn weder in Tananariva noch sonst wo auf Madagaskar ist ein Arzt. Aber nichts von allem dem wurde uns gestattet. Die

Königin hatte ihre Befehle in einem anderen Sinn gegeben, und anstatt die Reise in acht Tagen zurückzulegen, wie es gewöhnlich der Fall ist, ließ man uns auf derselben beinahe acht Wochen (53 Tage) verbringen. In den ungesunden Gegenden ließ man uns in den erbärmlichsten Hütten eine bis zwei Wochen liegen und oft, wenn wir gerade an den heftigsten Fieber-Anfällen litten, riß man uns von dem elenden Lager auf, und die Reise wurde fortgesetzt, ohne daß man darauf achtete, ob das Wetter schön war oder ob es regnete.

In Beforn, einem der ungesundesten Plätze auf dem ganzen Wege, einem kleinen ärmlichen Dorfe, von Sümpfen und Waldungen so vollkommen umgeben, daß man nicht fünfzig Schritte weit auf trockenem Boden gehen konnte, blieben wir gar achtzehn Tage. Herr Lambert suchte den Kommandanten auf alle Art zu bewegen, die Reise zu beschleunigen. Er bot ihm, wie ich glaube, sogar eine ziemlich große Summe Geldes. Alles vergebens — die Befehle der Königin mochten zu genau und bestimmt sein, als daß der Mann es wagen konnte, ihnen entgegen zu handeln.

Die Hütten, die man uns zur Wohnung anwies, waren gewöhnlich in so schlechtem Zustande, daß sie kaum Schutz gegen das Wetter gewährten. Wind und Regen drangen von allen Seiten durch das schadhafte Dach, durch die dünnen, halbverfallenen Wände. Was

mein Leiden noch größer machte, war, daß ich nicht einmal ordentliches Bettzeug hatte, und daß mir meine warmen Kleider, in welche ich mich Nachts hätte hüllen können, schon auf der ersten Tagreise gestohlen wurden. Ich besaß nämlich nicht wie jeder meiner Reisegefährten zwei oder drei Diener, um auf meine Sachen Acht zu geben, ich war leider Herr und Diener in einer Person, und in meinem kranken Zustande wurde es mir unmöglich, nach irgend etwas zu sehen. An dem Ruhepunkt angelangt, warf ich mich auf mein Lager, das ich oft tagelang nicht verlassen konnte. Und was für ein Lager war das! — eine dünne Matte, ein hartes Kopfkissen und als Decke mein Reisemantel; später gab mir einer der Herren Missionäre noch eines von seinen Kopfkissen. Die ganzen 53 Tage kam ich nicht aus meinen Kleidern, denn trotz meiner wiederholten Bitten war der Kommandant auch nicht ein einziges Mal so gefällig, mir einen abgesonderten Platz anzuweisen, wo ich mich hätte an- und auskleiden können; man schob uns alle zusammen in eine und dieselbe Hütte, sie mochte noch so klein sein. Ich litt wirklich unaussprechlich, besonders während der letzten drei Wochen, wo ich mich kaum mehr von meinem Lager erheben und einige Schritte weit schleppen konnte.

Das Madagaskar-Fieber ist eine der bösartigsten Krankheiten und meiner Meinung nach viel mehr zu

fürchten, als das gelbe Fieber oder die Cholera. Bei diesen leidet man zwar auch mitunter sehr große Schmerzen, aber in wenigen Tagen ist Tod oder Heilung entschieden, während man an diesem häßlichen Fieber Monate und Monate leidet. Man hat starke Schmerzen im Magen und im ganzen Unterleib, man erbricht sich häufig, verliert allen Appetit und wird mit der Zeit so schwach, daß man kaum mehr Fuß oder Hand bewegen kann. Zuletzt verfällt man in eine vollkommene Apathie, aus welcher man sich mit aller Mühe und Anstrengung nicht zu reißen vermag. Ich, die ich von frühester Kindheit auf an Thätigkeit und Beschäftigung gewohnt war, lag jetzt tagelang auf meinem Lager, in Stumpfsinn versunken und kaum bemerkend, was um mich her vorging. Und diese Apathie ist nicht nur Leuten in meinem Alter eigen, sondern allen, die von dem Fieber befallen werden, die kräftigsten Männer in der Blüthe der Jahre nicht ausgenommen, und sie dauert eben so wie die Magen- und Leberleiden noch lange fort, wenn das Fieber selbst schon aufgehört hat.

Die Königin Ranavola sagt mit vollem Recht, daß das Fieber und die schlechten Wege ihre besten Hilfstruppen gegen die Europäer seien. Mit beiden würde es bald ein Ende haben, wäre das Land erst kultivirt und bevölkert. Wie ungesund ist in früheren Zeiten Batavia auf der Insel Java gewesen! Man

nannte diese Stadt „das Grab der Europäer,“ und nur seit man die Kanäle und die in der Umgegend liegenden Moräste ausgetrocknet, und für öffentliche Reinlichkeit größere Sorgfalt getragen hat, sind die Fieber viel seltener und von ganz geringer Bedeutung geworden. Eine nicht minder lästige Plage, die wir auf dieser Reise auszustehen hatten, war die höchst strenge Bewachung. Den Tag über standen stets Soldaten mit gekreuzten Gewehren vor der Thüre unserer Hütte, und hatte letztere ein Fenster, auch vor diesem; Nachts schliefen drei bis fünf Mann in der Hütte selbst, wenn sie auch so klein war, daß wir Gefangene kaum Platz darin fanden und uns ganz zusammendrängen mußten. Gingen wir vor der Hütte auf und ab, oder entfernten wir uns von derselben nur ein Paar Schritte, so kamen die Satelliten augenblicklich hinter uns her, als ob sie befürchteten, daß wir entfliehen könnten. Selbst wenn wir in dem vollkommenen Besitze unserer Kraft und Gesundheit gewesen wären, würde uns doch nie der Gedanke an Flucht gekommen sein, denn was hätten wir, fremd wie wir waren, angefangen in den endlosen unwirthbaren Wäldern und Morästen, ohne Lebensmittel, ohne Wegweiser?! Auch die Offiziere traten jeden Augenblick unangemeldet in unsere Hütte, um uns zu überraschen und zu sehen, womit wir uns beschäftigten. Man ließ uns in vollem Maße fühlen,

was es heißt, gefangen zu sein und von Militär eskortirt zu werden.

In dem Dorfe Eranomaro begegneten wir einem französischen Arzt von der Insel Bourbon, welcher mit der Königin und mit mehreren Großen des Reiches den Kontrakt eingegangen ist, alle zwei Jahre auf einige Monate nach Tananariva zu kommen, und die nöthigen Arzneien mitzubringen. Herr Lambert und ich wollten diesen Herrn hinsichtlich des Fiebers um Rath fragen und um Arzneien ersuchen; ich besonders hätte seine Hilfe sehr nöthig gehabt, denn ich war ungleich kränker als Herr Lambert. Letzterer bekam nämlich die Fieber-Anfälle nur von vierzehn zu vierzehn Tagen, während sie mich alle drei bis vier Tage heimsuchten. Der Kommandant erlaubte uns aber weder den Arzt zu besuchen, noch ihn einzuladen zu uns zu kommen. Er schützte vor, er habe von der Königin persönlich den ausdrücklichen Befehl erhalten, uns während der ganzen Reise mit niemanden, und am allerwenigsten mit einem Europäer verkehren zu lassen. Diese Strenge erstreckte sich, wie wir in der Folge erfuhren, nur auf uns; man wollte uns vorsätzlich keine Hilfe zukommen lassen. Herr Laborde, der stets einige Tagreisen hinter uns war, wurde viel milder behandelt und durfte, als er mit dem Arzt zusammentraf, den ganzen Abend in dessen Gesellschaft zubringen.

Obgleich die Reise von Tananariva nach Tamatavé lange genug währte, so hatte ich dennoch nur wenig Gelegenheit, etwas von den Sitten und Gebräuchen des Volkes zu sehen, theils meiner Kränklichkeit, theils der strengen Bewachung wegen. So viel ich aber im allgemeinen beobachten konnte, besitzen die Madagaskaren mehrere sehr schlechte Eigenschaften: sie sind unendlich träge, berauschen sich sehr gerne und häufig, schwatzen unaufhörlich und haben auch nicht das geringste natürliche Schamgefühl.

Unsere Soldaten z. B., die weder Kost noch Sold erhielten, die alle Noth und den größten Mangel litten, wären, glaube ich, lieber Hungers gestorben, als daß sie durch leichte Dienstleistungen etwas zu verdienen gesucht hätten. Anfangs hatte ich viel Mitleid mit diesen armen Leuten, ich kaufte zeitweise für sie Reis oder süße Kartoffeln, oder gab ihnen eine Kleinigkeit an Geld. Als wir in die waldigen Regionen kamen, wo es der schönen Insekten und Schnecken in Menge gab, forderte ich sie auf, mir deren zu bringen, und versprach ihnen dafür Reis oder Geld. Das war jedoch vergebens, nicht einen von ihnen vermochte ich dazu zu bewegen; sie zogen es vor, sich in irgend einen Winkel zu kauern und Hunger zu leiden, als sich der geringsten Mühe zu unterziehen. Und nicht die Soldaten allein so, sondern das ganze Volk, Männer, Weiber

und Kinder. Ich wollte z. B. schon während meines ersten Aufenthaltes in Tamatavé und später in Tananariva drei bis vier Leute pr. Monat in Dienst nehmen und sie nach den Wäldern senden, um Insekten und Schnecken zu suchen. Ich versprach ihnen viermal so viel Geld als sie gewöhnlich verdienen, und noch überdieß jedesmal, wenn sie mir schöne Sachen brächten, eine besondere Belohnung. Auch nicht ein einziger nahm meinen Antrag an. Mit eben so wenig Erfolg zeigte ich den Weibern und Kindern große schöne Glasperlen, Ringe, Armbänder u. dgl. m. Die Sachen gefielen ihnen sehr, und sie hätten sie gerne gehabt, wenn ich sie ihnen gegeben hätte, ohne einen Gegendienst dafür zu verlangen. Ich habe wirklich noch bei keinem anderen Volke eine solche Trägheit gefunden; beinahe in allen Ländern, die ich auf meinen früheren Reisen besuchte, selbst unter den ganz wilden Bewohnern Borneo's oder Sumatra's halfen mir die Leute oft unaufgefordert, wenn sie mich Insekten, Schnecken oder Muscheln suchen sahen, und gab ich ihnen dafür eine Kleinigkeit, so brachten sie mir dann eine solche Menge, daß ich gar nicht alles mitnehmen konnte. Welche schöne zoologische Beute habe ich da gemacht, während es mir hier in diesem neuen, unerforschten Lande, wo es gewiß der unbekannten Insekten und Schnecken in Menge gibt, nicht möglich war, eine größere Sammlung zu Stande zu bringen!

Die geringe Ausbeute, die ich mitbrachte, verdanke ich mit unbedeutender Ausnahme meiner eigenen Bemühung.

Was die Trunkenheit anbelangt, so herrscht sie in allen Gebieten Madagaskar's, jenes von Emir allein ausgenommen. In letzterem werden noch einige der alten strengen Gesetze des Gründers der madagaskarischen Monarchie, des großen Dianampoiene aufrecht erhalten, und unter anderen das, welches alle berauschenden Getränke bei Todesstrafe verbietet. Jeder Berauschte wird ohne weiteren Prozeß hingerichtet. In diesem Gebiet erscheint das Volk auch viel gesetzter, ordentlicher und anständiger als in den übrigen, wo die Trunkenheit nicht bestraft wird. Das Lieblings-Getränk der Madagaskaren ist das Besa-Besa, welches, wie ich bereits bemerkt habe, aus dem Safte des Zuckerrohres bereitet wird. Beinahe in jedem Dorfe sieht man selbst unter Tags Betrunkene beiderlei Geschlechtes, und an vielen Orten hörten wir bis tief in die Nacht hinein Musik und Gesang, lautes Geschwätz und Gelächter ertönen; häufig gibt es auch Streit und Raufhändel.

Wollte man das Volk nach dieser so zu sagen beständigen Lustbarkeit beurtheilen, so müßte man es unbedingt für das fröhlichste und glücklichste auf Erden halten. Die Armen sind aber in derselben Lage wie die Sklaven oder Leibeigenen, und gleich diesen ergeben

sie sich dem Trunk, um darin Vergessenheit ihres Unglücks, ihrer Leiden zu suchen.

So sehr jedoch die Madagaskaren (die Hovas wie die Malegaschen) dem Trunk ergeben sind, so sind sie es, wie ich glaube, der Geschwätzigkeit noch mehr: es ist ihnen unmöglich, auch nur ein minutenlanges Stillschweigen zu beobachten, und dabei sprechen sie nicht etwa ruhig und gelassen, sondern im Gegentheil mit einem Eifer, mit einer Hast, als befürchteten sie, der Tag wäre zu kurz, um alles gehörig zu bereden. Diejenigen, die nicht gerade sprechen, lachen beinahe unaufhörlich, so daß ich mich oft um den Inhalt ihrer Gespräche erkundigte, in der Meinung, daß diese sehr witzig und spaßhaft sein müßten. Man versicherte mich aber jedesmal, daß weder das eine noch das andere der Fall wäre, daß es sich um die geringfügigsten und sehr häufig um die unanständigsten Gegenstände handelte, und daß sie dieselben Gespräche in einer Stunde ein Dutzendmal wiederholten.

Ein Fall, der die außerordentliche Geschwätzigkeit dieses Volkes beweist, ist mir selbst vorgekommen. Ich sandte einst in Tananariva einen Boten irgend wohin und bemerkte darauf, daß er zu dem Gange einen Begleiter suchte. Auf meine Erklärung, daß ich wohl e i n e n Boten bezahlen würde, aber nicht zwei, gab er mir zur Antwort, ich hätte seinem Begleiter nichts zu bezahlen;

aber es sei ihm unmöglich den Weg, der sehr weit und sehr einsam wäre, allein zu machen; er müsse jemanden zum Sprechen haben, und er gebe seinem Gefährten einen Theil von seinem eigenen Lohn ab.

Unsere Träger machten natürlich keine Ausnahme von der allgemeinen Regel — das schwatzte und lachte so unaufhörlich fort, daß mir der Kopf manchmal ganz wirr wurde; Anfangs dachte ich, wenn wir an einen steilen Hügel gelangten, es würde da einige Ruhe eintreten. Vergebene Hoffnung! Sie keuchten und ächzten — aber sie sprachen.

Von der Unverschämtheit und von der Schamlosigkeit der Madagaskaren habe ich bereits gesprochen, und meinen Lesern die Scenen zu erzählen, welche ich während dieser Reise gesehen habe, ist mir schon aus Rücksichten des Anstandes unmöglich. Da man uns als Staatsgefangene betrachtete, behandelte man uns mit geringerer Aufmerksamkeit und Achtung als auf der Herreise, und die Leute zeigten sich ohne Zwang in ihrer ganzen häßlichen Natürlichkeit. Man wußte wahrlich oft nicht, wohin die Blicke wenden, und die Herren wünschten mir Glück dazu, daß ich die Sprache nicht verstand.

Am 13. September endlich kamen wir in Tamatavé an. Wir beide Fieberkranke, Herr Lambert und ich, hatten also doch der Königin Ranavola nicht den

Gefallen gethan zu sterben. Es ist aber auch wirklich ein Wunder, daß wir mit dem Leben davon gekommen sind, und ich für meinen Theil hätte nie gedacht, daß mein schwacher, siecher Körper dem erzwungenen langen Aufenthalte in den ungesundesten Gegenden, der harten Behandlung und den zahllosen, unausgesetzten Entbehrungen widerstehen könnte.

Weder Herrn Lambert noch mir wurde dießmal erlaubt, in dem Hause der Mademoiselle Julie abzusteigen. Man brachte uns in eine kleine Hütte und bewachte uns mit derselben Strenge und Sorgfalt, wie dieß auf der ganzen Reise der Fall gewesen war. Der Kommandant der Eskorte eröffnete uns, daß wir die Insel mit dem ersten nach Mauritius abgehenden Schiffe zu verlassen hätten, und daß ihm befohlen worden sei, uns während des Aufenthaltes in Tamatavé mit niemanden verkehren zu lassen, und mit seinen Soldaten bis an das Schiff zu geleiten.

Ich muß es dem Kommandanten, wie den Offizieren nachsagen: sie haben ihre Pflichten der Königin gegenüber bis zu Ende im buchstäblichen Sinne des Wortes erfüllt, und wenn es Ihrer madagaskarischen Majestät je einmal einfällt, einen Orden zu stiften (was ohne Zweifel mit der Zeit geschehen wird), so verdienen sie alle zu Großkreuzen ernannt zu werden. Freilich wird diese meine Ansicht nicht jene der Königin Rana-

vola sein, und anstatt von ihr belobt zu werden, mögen die armen Leute wohl eine sehr ungnädige Aufnahme finden, wenn sie die Botschaft bringen, daß Herr Lambert und ich Madagaskar lebend verlassen haben.

Wir waren so glücklich, nur drei Tage in Tamatavé zu verweilen. Am 16. September ging zufälliger Weise ein Schiff nach Mauritius ab, und — trennen mußten wir uns von dieser liebenswürdigen Gesellschaft und von diesem interessanten Lande. Ich habe bei der Trennung zwar keine Thränen vergossen — im Gegentheil, es wurde mir leicht um's Herz, als ich meinen Fuß an Bord des Schiffes setzte, und mit unbeschreiblichem Vergnügen sah ich den Kommandanten mit seinen Soldaten in dem Boot nach der Küste zurückfahren; aber ich bereue es doch nicht, diese Reise unternommen zu haben, besonders, wenn ich so glücklich sein sollte, meine Gesundheit wieder zu erlangen.

Ich sah und hörte auf Madagaskar so viel Merkwürdiges und Sonderbares, wie in keinem anderen Lande, und obwohl von dem Volke freilich wenig Gutes zu sagen ist, so muß man bedenken, daß dieß unter einer so widersinnigen und barbarischen Regierung, wie die der Königin Ranavola, und bei einem so vollständigen Mangel an Moralität und Religion auch nicht anders sein kann. Sollte Madagaskar einst eine geordnete, gesittete Regierung bekommen, sollte es von Missionären besucht wer-

den, die, anstatt sich in die weltlichen Angelegenheiten zu mischen, ihre Fähigkeiten und Bemühungen darauf beschränken, dem Volk den wahren Sinn der christlichen Religion beizubringen, so kann auf dieser schönen Insel ein blühendes, glückliches Reich entstehen; an dem Stoff dazu fehlt es nicht.

Von der Rückreise nach Mauritius habe ich wenig zu berichten. Unser Schiff, die Brigg „Castro", Kapitän Schneider, segelte nicht viel rascher als die alte Kanonen-Schaluppe, auf welcher ich vor ungefähr fünf Monaten von Mauritius nach Tamatavé gekommen war, und da uns die Winde auch nicht sehr begünstigten, benöthigten wir zu der kurzen Ueberfahrt sechs Tage, die uns aber in dem Genusse unserer wiedererlangten Freiheit schnell vergingen.

Erst am 22. September Abends 9 Uhr erreichten wir die Gewässer von Mauritius. Hier traf uns ein Unfall, der leicht höchst gefährlich werden und uns allen zur größten Genugthuung der Königin Ranavola das Leben kosten konnte. Es war eine finstere wolkenschwere Nacht. Der Kapitän wollte vor Anker gehen, und am nächsten Morgen das Schiff durch einen Schlepp-Dampfer in den Hafen bugsiren lassen. Alle Vorbereitungen dazu waren getroffen, und der Anker sollte ausgeworfen werden. In demselben Augenblicke fuhr das Steuerruder mit aller Gewalt auf eine Klippe

an und wurde in tausend Stücke zerschmettert. Das Gekrache der brechenden Balken und Hölzer war so groß, daß es schien, als sei das ganze Schiff in Trümmer gegangen. Ich lag bereits im Bette. Erschrocken sprang ich auf, um zu sehen, was es gebe; da vernahm ich schon den Ruf des zweiten Offiziers: „Kommen Sie augenblicklich, Frau Pfeiffer, wenn Sie gerettet sein wollen; das Schiff ist entzwei und wird sinken." Ich warf nur rasch meinen Mantel über und eilte auf das Deck. Der gute Offizier, Herr St. Ange, hob mich in eines der Boote und sagte mir, ich möge nur ruhig sitzen bleiben, ich sei da außer Gefahr. Bei genauerer Untersuchung ergab sich jedoch glücklicher Weise, daß das Schiff nicht einmal einen Leck, viel weniger einen ganzen Bruch bekommen hatte, und daß sich alles Unglück auf den Verlust des Steuerruders und auf die uns eingejagte Angst beschränkte.

Die Anker wurden ausgeworfen, und wir legten uns ruhig zu Bett; am nächsten Morgen erwachten wir mit der freundlich blinkenden Sonne. Man zog die nöthigen Signale auf, und alsbald kam einer der Schlepp-Dampfer herangerudert, und brachte uns rasch in den Hafen von Mauritius.

Meine hiesigen Freunde waren höchst überrascht, mich wieder zu sehen, da man aus Tamatavé die übertriebensten Berichte über den unglücklichen Ausgang

unserer Unternehmung erhalten hatte. Nach Einigen hieß es, die Königin Ranavola habe alle in Tananariva lebenden Europäer hinrichten lassen; nach Anderen, man habe das Todesurtheil nur an Herrn Lambert vollzogen und die übrigen Europäer, mich eingeschlossen, als Sklaven verkauft; nach wieder Anderen, wir seien des Landes verwiesen, aber auf der Rückreise auf Befehl der Königin ermordet worden. Ich war so glücklich, diese verschiedenartigen Gerüchte Lügen zu strafen; aber leider war alle Gefahr noch nicht vorüber, denn wenige Tage nach meiner Ankunft verfiel ich in Folge der Nachwirkung des Fiebers und der übrigen ausgestandenen moralischen und physischen Leiden in eine so schwere Krankheit, daß die Aerzte an meinem Aufkommen lange zweifelten, und hätte sich die Familie Moon meiner nicht so liebreich angenommen, so wäre ich ohne Zweifel verloren gewesen.

Herr Moon, Doktor und Apotheker, lebt mit seiner liebenswürdigen Gattin sehr zurückgezogen auf einer Zuckerpflanzung in Vacoa. Wie sich meine Leser vielleicht erinnern werden, hatte ich diese Familie kurze Zeit vor meiner Abreise von Mauritius nach Madagaskar auf einem Ausfluge kennen gelernt und einige höchst angenehme Tage in deren Hause verlebt. Kaum erfuhr Herr Moon, daß ich von meiner Reise zurück und schwer erkrankt sei, so kam er augenblicklich nach der

Stadt, mich abzuholen und nach seinem Hause zu bringen, wo ich halb sterbend anlangte. Seiner und des Doktors, Herrn A. Perrot, kenntnißreicher Sorgfalt und der außerordentlichen Pflege, die mir in seinem Hause zu Theil wurde, verdanke ich meine Herstellung, und der Zufall fügte es, daß man mich gerade an meinem sechzigsten Geburtstage, am 9. Oktober 1857, außer Todesgefahr erklärte.

Gott lohne Doktor Moon, seiner Frau und Doktor Perrot, was sie an mir, der ihnen ganz Fremden gethan haben!

Bis hieher geht das Tagebuch von Frau Ida Pfeiffer. Leider haben sich ihre letzten Worte nicht bewährt: die Gefahr war nicht vorüber. Wenn auch mitunter die Fieber-Anfälle auf kürzere oder längere Zeit ausblieben, kehrten sie doch immer wieder, und nie mehr sollte Ida Pfeiffer zu vollkommener Gesundheit gelangen. Ihr Aufenthalt in Mauritius verlängerte sich noch durch mehrere Monate, und wie sich aus den Briefen ergibt, die sie von dieser Insel an ihren Sohn schrieb, machte sie während dieser Zeit verschiedene neue Reisepläne, von welchen jedoch keiner zur Ausführung kam.

So schrieb sie in einem Briefe, datirt vom 16. Dezember 1857:

„Meine Leiden an dem Fieber und besonders an den Nachwehen des Fiebers waren groß und sind noch nicht ganz überwunden; ich hoffe, eine Seereise wird mich vollkommen wieder herstellen. Nach Europa kann ich aber in dieser Jahreszeit nicht gehen; ich würde zu viel mit Kälte und Unwetter zu kämpfen haben, und ich weiß nicht, ob mein jetziger Gesundheits-Zustand dieß ertrüge. Hier auf eine bessere Witterung zu warten, geht auch nicht an, da die Luft dieser Insel mir nicht gut bekommt. Ich werde daher wahrscheinlich nach Australien gehen."

In einem anderen Briefe vom 13. Jänner 1858:

„Wie ich hoffe, ist dieß der letzte Brief aus Mauritius. Ich bin wirklich sehr erfreut darüber, dieser Insel Lebewohl zu sagen, und nur von den beiden Familien Moon und Kerr wird mir der Abschied recht, recht schwer werden. Hätten sich diese trefflichen Menschen meiner nicht angenommen, so wäre ich ganz gewiß auf dieser Insel gestorben. Eine Tochter kann ihrer Mutter nicht größere Liebe und Sorgfalt bezeugen, als Frau Moon mir es that, und sämmtliche Mitglieder beider Familien wetteiferten in Dienstleistungen jeder Art. Meine lieben Söhne, prägt Euch diese Namen tief in das Gedächtniß ein, und sollte je der Zufall Euch mit Gliedern der einen oder der anderen von jenen Familien zusammenführen, so betrachtet sie

wie Eure Brüder, und schätzt Euch glücklich, wenn Ihr ihnen Dienste erweisen könnt."

„Seit drei Wochen geht es mir von Tag zu Tag besser, das Fieber scheint mich endlich doch ganz verlassen zu wollen; ich habe wieder Schlaf und Eßlust."

„Vor einigen Tagen lernte ich hier einen jungen deutschen Botaniker kennen, Herrn Herbst. Er ist in Rio de Janeiro ansäßig und wurde von der brasilianischen Regierung nach Mauritius und Bourbon geschickt, um von diesen beiden Inseln Zuckerrohr-Pflanzen zur Verbesserung der in Brasilien einheimischen zu holen. Er nimmt eine ganze Schiffsladung davon mit und hofft im Monat Mai in Rio de Janeiro anzulangen. Ich war beinahe Willens mit ihm zu gehen; allein da ich nicht weiß, ob Du um diese Zeit schon daselbst sein wirst, so denke ich, ist es doch besser, erst die Reise nach Australien zu machen. Ich habe eine sehr gute Gelegenheit nach Sidney gefunden und gehe in einigen Tagen ab. Die Seereise und die stärkende Luft in Australien, wo ich gerade in der besten Jahreszeit, im Spätherbst, ankommen werde, sollen, wie ich hoffe, den Schlußstein meiner Kur machen und meine gänzliche Erholung zu Stande zu bringen."

Nur zwei Tage später, in einem Briefe vom 1. März schrieb sie dagegen:

„Ich war gezwungen meinen Reiseplan plötzlich

zu ändern, und zwar des abscheulichen Madagaskar-Fiebers wegen, das noch immer wiederkehrt und mich sehr schwächt. Ich war schon zur Einschiffung nach Australien bereit, hatte den größten Theil meines Gepäckes bereits an Bord, als ich einen neuen Anfall bekam. Ich ließ meine Koffer wieder von dem Schiff zurückbringen, und am 8. dieses Monates gehe ich mit dem Packetboot nach London, wo ich mich aber nur kurze Zeit aufhalten werde. — Ich will trachten, so rasch als möglich nach der Heimath zu gelangen."

Sie verließ endlich Mauritius. Während der langen Ueberfahrt erlitt sie erneuerte Anfälle des Fiebers, und in wenig gebessertem Gesundheits-Zustande langte sie zu Anfang des Monats Juni in London an, wo sie jedoch nur wenige Wochen verweilte. Von London begab sie sich nach Hamburg; auch da litt es sie nicht lange, und im Monate Juli reiste sie nach Berlin, dem Rufe ihrer Freundin, der Frau Geheim-Räthin Weiß folgend, in deren Hause ihr die beste und sorgsamste Pflege zu Theil wurde.

Dringende Briefe ihrer Brüder luden sie ein, nach der Heimath, nach Wien zu kommen, und die Gemahlin ihres Bruders Cäsar Reyer, Frau Marie Reyer, wollte nach Berlin reisen, um sie abzuholen. Sie verbat sich aber ausdrücklich jeden Besuch. Obgleich von Tag zu Tag leidender, schien sie ihre Krankheit doch

nur als eine vorübergehende zu betrachten, und in diesem Glauben schrieb sie ihren Brüdern, daß sie hoffe, bald wieder hergestellt oder doch wenigstens kräftiger und reisefähiger zu werden, und daß sie dann nach Wien kommen wolle.

Unwillkürlich zog es sie jedoch nach der Heimath, und als nach mehreren Wochen noch immer keine Besserung in ihrer Krankheit eintrat, ließ sie sich zu einer ihrer Jugend-Freundinnen bringen, zu der Frau Baronin Stein, welche auf einem Landgut in der Nähe von Krakau lebt.

Ihre Krankheit nahm jedoch leider fortwährend zu, und nach und nach die Hoffnung auf eine baldige Herstellung verlierend, willigte sie endlich ein, nach Wien gebracht zu werden. Ihre Schwägerin kam, sie abzuholen. Schmerzlich war das Zusammentreffen mit der geliebten Freundin und Verwandten, welche die Kranke in einem so leidenden und angegriffenen Zustande traf, daß man an der Möglichkeit der Reise nach Wien verzweifelte. Da aber der Arzt erklärte, daß sie die Reise machen könne, und da die Kranke sehr große Sehnsucht zeigte, ihre Heimath noch einmal zu sehen, so brachte man sie mit der größten Sorgfalt auf der Eisenbahn in einem besonderen Coupé nach Wien zu ihrem Bruder Carl Reyer, wo sie am 15. September eintraf.

Hier wurden mehrere ärztliche Berathungen über

sie abgehalten, zu welchen ihr Bruder die ausgezeichnetsten Aerzte Wiens berief. Die einstimmige Meinung der letzteren war, daß Frau Pfeiffer am Leber-Krebs leide, wahrscheinlich in Folge des Madagaskar-Fiebers, welches die inneren Körpertheile angreife und zerstöre, und daß ihre Krankheit eine unheilbare sei.

Die heimathliche Luft schien ihr wohl zu thun. Während der ersten Woche litt sie nur geringe Schmerzen und gab sich neuer Hoffnung hin. Sie sprach sogar davon, noch weitere kleine Reisen zu machen, um ihre übrigen Verwandten in Gratz, Triest u. s. w. zu besuchen. Es war aber diese Unruhe wohl nur eine Wirkung krankhaften Zustandes. Ihre Kräfte nahmen immer mehr ab, heftige Schmerzen traten ein, die sie während der letzten vier Wochen ihres Lebens nur selten verließen, und häufig verfiel sie in Delirium.

Sie wurde in dem Hause ihres Bruders, unter der besonderen Aufsicht ihrer Schwägerin, auf das beste gepflegt, und einige Tage vor ihrem Tode hatte sie noch das Vergnügen, ihren ältesten Sohn zu umarmen, welcher in Steiermark lebte und auf die Nachricht von der schweren Krankheit seiner Mutter sogleich nach Wien eilte.

Während der letzten Tage gab man ihr Opiate ein, um die heftigen Leiden zu mildern, und in der Nacht vom 27. auf den 28. Oktober verschied sie leicht und sichtlich ohne Schmerzen. Ihr Leichenbegängniß fand

am 30. Oktober statt, und außer zahlreichen Verwandten und persönlichen Freunden, erwiesen ihr sehr viele wissenschaftliche Notabilitäten und andere ausgezeichnete Personen Wiens die letzte Ehre. Ruhe ihrer Asche!

Möge es mir erlaubt sein, Ihnen, liebe Tante Marie Reyer, Dir lieber Onkel Carl Reyer, für alles, was Ihr an meiner Mutter gethan, hiemit meinen wärmsten, meinen innigsten Dank auszusprechen. Leider war es mir nicht vergönnt, ihre letzten Worte zu vernehmen, ihren letzten Blick zu erhaschen — in weiter Ferne traf mich die traurige Botschaft. Durch Euch beide wurde mir wenigstens der Trost gegeben, daß es meiner armen Mutter nicht an treuer Pflege fehlte, und daß sie bis zum Augenblicke ihres Hinscheidens freundliche, geliebte Stimmen um sich hörte.

Auch den übrigen Verwandten und den zahlreichen Freunden, die sich ihrer auf so zarte, liebevolle Weise angenommen haben, vor allem Herrn und Frau Moon in Mauritius, sage ich meinen tiefgefühltesten Dank — sie können versichert sein, daß ich ihre Namen eben so wenig vergessen werde, wie das Andenken meiner geliebten Mutter.

Oscar Pfeiffer.

Anhang.

Briefe von Alexander v. Humboldt an Ida Pfeiffer.

Erster Brief. Bei Gelegenheit der Annahme des neuesten Werkes: „Zweite Reise um die Welt", welche Frau Ida Pfeiffer dem berühmten Naturforscher während ihres Aufenthaltes in Berlin übersandte.

„Wie soll ich Ihnen, hochverehrte Frau, lebendig genug den Ausdruck meines innigen Dankes, ich könnte sagen, meiner Bewunderung darbringen! Bewunderung verdient nicht blos die Ausdauer, Kühnheit, der Reichthum des Gesammelten (es stellt gleichzeitig Zustände zu einer bestimmten Epoche auf dem ganzen Erdkreise dar), nein, vor allem die edle Einfachheit der Darstellung, die freien, rein menschlichen Gefühle, das schöne Unbewußtsein eigenen Verdienstes. Sie waren in meinem majestätischen Hochlande von Quito; Sie haben, was so selten ist, den Cotopaxi speien sehen! Dieser neue Ausbruch soll mir Gelegenheit geben, meinen vierten Band des „Kosmos" mit dem Namen Ida Pfeiffer zu schmücken. Sollten Sie heute (Freitag) Morgen ausgehen, so erfreuen Sie mich, edle Frau, mit Ihrem Besuche zwischen 1—3 Uhr, auf jeden

Fall komme ich Morgen (Sonnabend) zwischen 1 — 2 Uhr zu Ihnen. Verehrungsvoll Ihr

Alexander von Humboldt.

Den 22. Februar 1856."

Zweiter Brief. Einige Tage später.

„Nicht nur die Königin, sondern auch der König wünschen Sie, meine hochverehrte Frau, zu sehen und Ihnen die Achtung auszudrücken, die Ihrem Muthe und der edlen Einfachheit Ihrer Gesinnung, wie der strengen Wahrhaftigkeit Ihrer Darstellungen so allgemein gezollt wird. Die Majestäten wünschen Sie nächsten Donnerstag den 28. Februar um 1 Uhr im Schlosse zu empfangen. Möge Ihnen der Tag nicht unangenehm sein! Ueberreichen Sie der Königin ein Exemplar Ihrer letzten schönen Weltreise! Ihr anhänglichster

Alexander von Humboldt.

Nachts, den 26. Februar 1856."

Dritter Brief. Empfehlungsbrief, welchen Alexander von Humboldt Frau Ida Pfeiffer bei dem Antritt ihrer letzten Reise mitgab *).

„Alle Diejenigen, welche in den verschiedenen Regionen der Erde eine Erinnerung meines Namens und Theilnahme für meine Werke bewahrt haben, bitte ich hiemit dringend, die Ueberbringerin dieser Zeilen, Frau Ida

---

*) Das Original ist in französischer Sprache.

Pfeiffer, mit freundlichem Interesse aufzunehmen und mit Rath zu unterstützen. Diese Frau ist nicht blos berühmt durch die edle Ausdauer, welche sie inmitten so vieler Gefahren und Entbehrungen, zweimal um die Welt geführt hat, sondern vor Allem durch die liebenswürdige Einfachheit und Bescheidenheit, die in ihren Werken vorherrschen, durch die Wahrheit und Reinheit ihres Urtheiles und durch die Unabhängigkeit und zu gleicher Zeit Zartheit ihrer Gefühle. Des Vertrauens und der Freundschaft dieser achtbaren Frau genießend, tadle ich, bewundere jedoch dabei nicht weniger diese unbezähmbare Energie des Charakters, welche sie überall gezeigt hat, wohin sie gerufen, — oder besser gesagt, getrieben wurde durch die unbesiegbare Leidenschaft, die Natur und die Gebräuche der verschiedenen Menschenracen zu erforschen. Als der älteste, lebende Naturforscher fühle ich das Verlangen, Frau Ida Pfeiffer diesen kleinen Beweis meiner hohen und respektvollen Achtung zu geben.

Alexander von Humboldt.

Potsdam, Stadtschloß, den 8. Juni 1856."

Vierter Brief. Geschrieben bei Gelegenheit der Wiederkehr Frau Ida Pfeiffer's von ihrer Reise nach Madagaskar.

„Wie könnte ich mir die Freude versagen, Ihnen, wenn auch nur in wenigen Zeilen zu der Ankunft im Vaterlande meinen innigen Glückwunsch darzubringen. Mögen

Sorgfalt und Gemüthsruhe nach so vielen edlen Aufopferungen, die der fernen Länderkunde fruchtbar gewesen sind, Ihre mir so theure Gesundheit stärken; mögen Sie bald Muth und Kräfte gewinnen, nicht um sich neuen Gefahren auszusetzen, sondern um Ihrer schönen Borneo-Reise Ihr neues, gewiß wieder sehr lehrreiches Tagebuch beizufügen. Ich kann Ihnen, theure, verehrte Freundin, nicht lebhaft genug den zärtlichen Antheil schildern, den nicht nur Ihre Majestät die Königin, sondern auch der so warm und menschlich fühlende, in seiner Genesung fortschreitende König, selbst während seiner eigenen Leiden, an Ihren Drangsalen genommen haben. Meine Kräfte sind seit Ihrer Abreise sehr geschwunden. Unser gemeinschaftlicher Freund, der Ihnen so treu zugethane Carl Ritter ist in Teplitz und in voller geistiger Kraft. Ich habe frohe und dankbare Erinnerungen an Hamburg *) in der Urzeit aufsteigend von Claudius, Klopstock, Sieveking, Reimarus, Büsch und Ebeling in der Handels-Akademie. Mit freundschaftlicher Verehrung und Reise-Kameradschaft Ihr anhänglichster

A. Humboldt.

Potsdam, Stadtschloß, den 26. Juni 1858.

Ich beschwöre Sie, sich ja mit keiner Antwort zu beeilen."

---

*) Frau Ida Pfeiffer befand sich in Hamburg, als Alexander von Humboldt diesen Brief an sie schrieb.

Inhalt des zweiten Bandes.

Pfeiffer, Ida,

Reise nach Madagaskar nebst einer Biographie der Verfasserin, nach ihren eigenen Aufzeichnungen

Bd.: 2

Wien (1861)